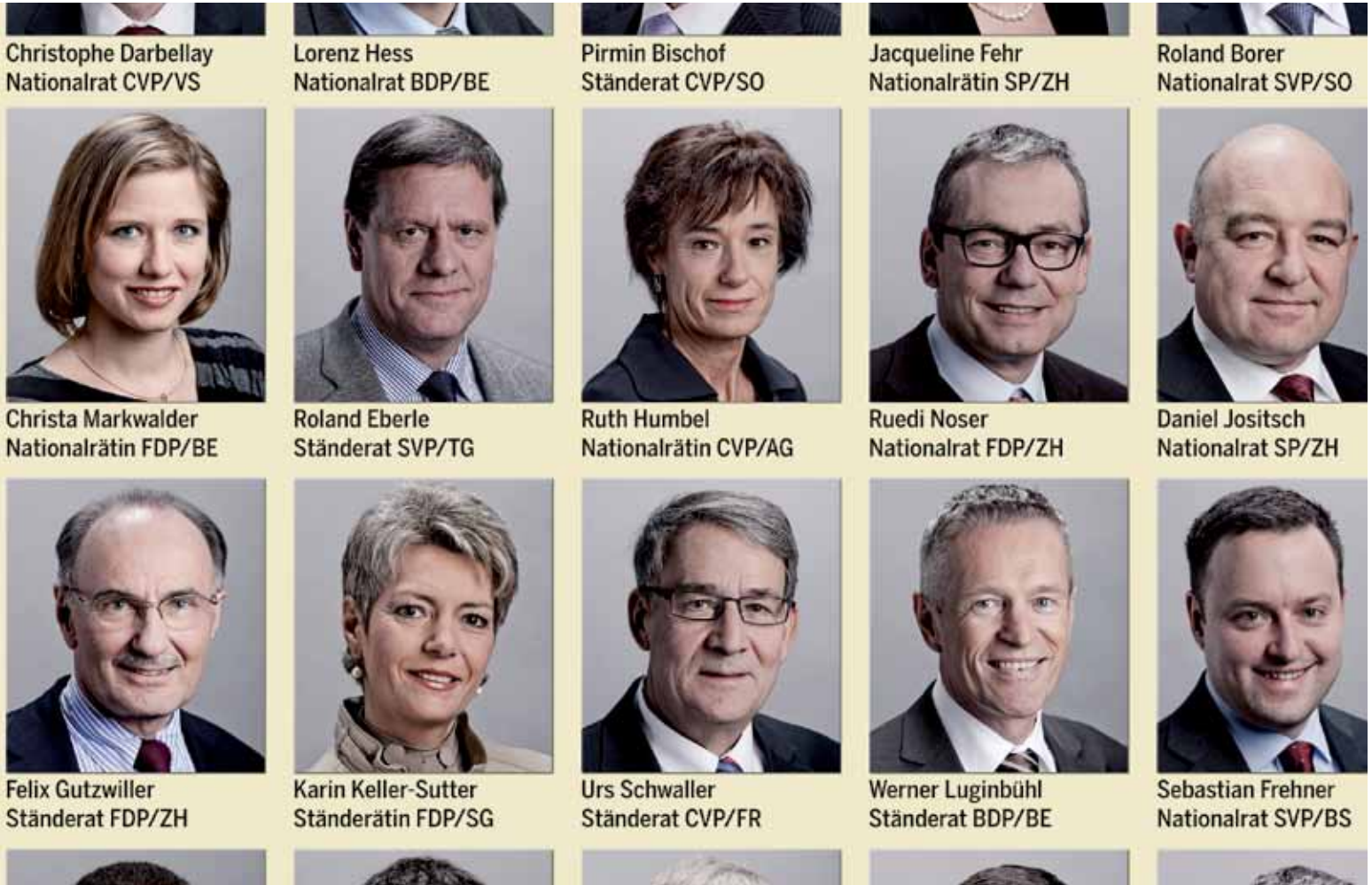


# DIE WELTWOCH



## Gekaufte Politiker

Das grosse Geschäft mit den lukrativen Zusatzposten.

Von Roger Köppel und Markus Schär

## Spielt das Wetter verrückt?

Zur meteorologischen Lage der Gegenwart. Von Beat Gygi

## «Das Völkerrecht ist unmoralisch»

US-Staranwalt Alan M. Dershowitz über Obama, den Atom-Deal und internationales Recht. Von Pierre Heumann

# Magnesium-Power für den Alltag

- ✓ Einfach 1x täglich 1 Beutel
- ✓ Trinkgranulat reich an Magnesium
- ✓ Mit frischem Orangengeschmack



**MAGNESIUM BIOMED<sup>®</sup> UNO**

**1x1**

40 Sachets à 4 g

Trinkgranulat mit 300 mg Magnesium zur Nahrungsergänzung.  
Mit frischem Orangengeschmack.  
Complément alimentaire sous forme de granulés à boire avec  
300 mg de magnésium. Au goût frais d'orange.

Enthält Süßungsmittel. Contient des édulcorants.



Zur Nahrungsergänzung.

Erhältlich in Ihrer Apotheke oder Drogerie.

**BioMed<sup>®</sup>**

## Intern

Bei der Beantwortung der Interviewanfrage gab sich US-Staranwalt Alan M. Dershowitz, 77, wortkarg. Er beantwortete sie mit einem kurzen «Okay», und als wir seine Adresse wissen wollten, schrieb er knapp: «45, Sutton Place. Das ist auf der Ostseite von Manhattan.» Während des Gesprächs in seiner Woh-



**Wortgewaltiger Jurist:** Alan M. Dershowitz.

nung – Blick auf den East River und die Queensboro Bridge – erlebte Pierre Heumann Dershowitz dann aber so, wie er sich ihn vorgestellt hatte: als wortgewaltigen, scharfsinnigen Juristen, der gerne kontroverse Meinungen verfiicht. **Seite 54**

Der Fall um die ungeschickte FDP-Politikerin Christa Markwalder ist Anlass für eine grundsätzliche Recherche. Nicht die Tatsache, dass sich Parlamentarier von PR-Buden beraten lassen, ist das Problem. Der Umstand, dass sich Politiker, nur weil sie ein Amt haben, durch lukrative Zusatzposten von Firmen, Interessengruppen und Verbänden einkaufen lassen, wirft kritische Fragen auf. Wir haben in dieser Ausgabe die emsigsten Ämtchensammler untersucht. Wo kippt die legitime Interessenvertretung aus Überzeugung in fragwürdige bezahlte und intransparente Abhängigkeit? Die Lösung ist nicht ein Berufsparlament, bewahre, aber vielleicht sollten sich die Parlamentarier beim Jagen und Sammeln von Ämtchen etwas zurückhaltender geben. Ein weiterer Schwerpunkt ist die hocheffiziente Berner PR-Agentur Furrer Hugli & Partner. Markus Schär hat die Zampanos des wirkungsvollen Einseifens zum offenen Gespräch getroffen. **Seite 14**

Überraschend hat das Berner Regionalgericht vor zwei Wochen zwei SVP-Parteikader aufgrund des Inserats mit der Aufschrift «Kosovaren schlitzten Schweizer auf» wegen Verstosses gegen die Antirassismustrafnorm schuldig gesprochen. Anwalt der Kläger war David Gibor – wie fast immer, wenn in der Schweiz jemand wegen Rassismus vor Gericht steht. Wer ist dieser Mann, der die gesamte politische Rechte gegen sich aufbringt? Bislang hat er sich stets geweigert, über seine persönliche Motivation zu sprechen. Redaktor Rico Bandle hat ihn getroffen – und aus dem geplanten Mittagessen ist ein intensives, dreistündiges Gespräch geworden. **Seite 30**

Abbas ist eine lebende Legende der Fotografie. Seit einem halben Jahrhundert hält er mit seiner Leica Revolutionen, Bürgerkriege und Aufstände fest. Wiederholt war er für die *Weltwoche* im Einsatz, erstmals im Irak 2003. «Fühlst du es?», fragte er Urs Gehrig mit einem breiten Grinsen, nachdem die beiden Zeugen des ersten Terroranschlags im frisch eroberten Irak wurden und US-Helikopter wie nervöse Wespen am Nachthimmel schwirrten. «Wir sind im Belagerungszustand!» Abbas fühlte sich an seinen ersten Einsatz in Vietnam erinnert. Im Vietnamkrieg begründete der gebürtige Iraner seinen Ruf als einer der Weltbesten seines Metiers. Zum Gedenken an den längsten Konflikt des 20. Jahrhunderts widmen wir Abbas' Schaffen eine Bildstrecke. «Abbas' Fotografie ist *street photography* im besten Sinne», sagt *Weltwoche*-Bildchef Nathan Beck, «inhaltlich und formal schnörkellos, fast immer geradeaus fotografiert und auf Augenhöhe mit dem Objekt. Je länger man seine Aufnahmen betrachtet, desto ereignisreicher werden sie.» **Seite 44**

*Ihre Weltwoche*

## Umfassende Beratung.

LGT. Ihr Partner für Generationen.  
LGT Bank (Schweiz) AG, 044 250 81 81

[www.lgt.ch](http://www.lgt.ch)



Private  
Banking

## Impressum

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich  
Die Weltwoche erscheint donnerstags

**Redaktion:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,  
**E-Mail:** [redaktion@weltwoche.ch](mailto:redaktion@weltwoche.ch)  
**E-Mail:** [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch)  
**Verlag:** Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,  
**E-Mail:** [verlag@weltwoche.ch](mailto:verlag@weltwoche.ch)

**Internet:** [www.weltwoche.ch](http://www.weltwoche.ch)

**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91  
**E-Mail:** [kundenservice@weltwoche.ch](mailto:kundenservice@weltwoche.ch)  
Jahresabonnement Inland Fr. 298.– (inkl. MwSt.)  
Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)  
Weitere Angebote für In- und Ausland unter  
[www.weltwoche.ch/abo](http://www.weltwoche.ch/abo)  
**E-Mail-Adressen:** [vorname.name@weltwoche.ch](mailto:vorname.name@weltwoche.ch)

**Gründer:** Karl von Schumacher (1894–1957)  
**Verleger und Chefredaktor:** Roger Köppel  
**Chefredaktion:** Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi  
**Produktionschef:** Lukas Egli

### Redaktion:

Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur, Urs Gehrig, Wolfgang Koydl, Hubert Mooser, Alex Reichmuth, Markus Schär, Florian Schwab, Mark van Huisseling

### Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Peter Holenstein, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Tom Kummer, Christoph Landolt, Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli, Franziska K. Müller, Daniele Muscionico, Deborah Neufeld, Daniela Niederberger, Kurt Pelda, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), David Schnapp, Hildegard Schwaninger, Martin Spieler, Sacha Verna (*New York*), Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann

**Produktion:** Benjamin Bögli, Roy Spring

**Bildredaktion:** Nathan Beck (*Leitung*), Simon Keller, Fabian Gimmi (Assistent)  
**Layout:** Daniel Eggspühler (*Leitung*), Silvia Ramsay  
**Korrektorat:** Cornelia Bernegger und Rita Kempfer (*Leitung*), Viola Antunovits, Sandra Noser, Gregor Szyndler, Dieter Zwicky  
**Sekretariat:** Miriam Schoch (*Leitung*), Inga-Maj Hojajj-Huber

**Marketing:** Guido Bertuzzi (*Leitung*)

**Anzeigenverkauf:** Sandro Gianini (*Leitung*), Fabian Keller, Brita Vassalli

**Anzeigeninnendienst:** Samuel Hofmann (*Leitung*)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

**E-Mail:** [anzeigenid@weltwoche.ch](mailto:anzeigenid@weltwoche.ch)

**Online-Vermarktung:** Adextra

**Tarife und Buchungen:** [info@adextra.ch](mailto:info@adextra.ch)

**Druck:** Ziegler Druck, Winterthur

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

**Shortcut:** Mit dem iPhone *Weltwoche*-Artikel empfehlen und aufbewahren sowie Zusatzinhalte entdecken. [www.weltwoche.ch/shortcut](http://www.weltwoche.ch/shortcut)



Die innovativen Mitsubishi mit Elektro- oder Plug-in-Hybrid Antrieb

# Saubere Preise für eine saubere Zukunft.



> Währungs-Bonus bis CHF 6'000.-

> Plus: CO<sub>2</sub>-Eintausch-Bonus

> Plus: Green-Leasing 0.9%



## Outlander 4x4 PHEV

- > Erster SUV 4x4 mit Plug-in-Hybrid Antrieb (Elektro + Benzin)
- > Intense: CHF 45'999.- inkl. Bonus CHF 4'000.-\*
- > Navigator Leder: CHF 50'999.- inkl. Bonus CHF 6'000.-\*
- > Plus CO<sub>2</sub>-Eintausch-Bonus\*
- > Plus Green-Leasing ab 0.9%\*\*

## City-Flitzer i-MiEV

- > 100% elektrisch – 0% CO<sub>2</sub>
- > Kompakt, wendig, geräumig
- > CHF 23'499.- inkl. Bonus CHF 1'500.-\*
- > Plus CO<sub>2</sub>-Eintausch-Bonus\*
- > Plus Green-Leasing ab 0.9%\*\*

Das **beste Preis-Leistungs-Angebot** für Mitsubishi in der Schweiz und in Liechtenstein gibt es beim Marken-Vertreter, dem Fachmann vor Ort. Verkauf und Service des Outlander PHEV und i-MiEV nur über zertifizierte Mitsubishi MiEV-Partner.

Genial bis ins Detail.

[www.mitsubishi-motors.ch](http://www.mitsubishi-motors.ch)



Energie-Normverbrauch i-MiEV: Gesamt 12.5 kWh/100 km (Benzinäquivalent 1.4 l/100 km), CO<sub>2</sub> 0 g/km, Energieeffizienz-Kategorie A. Outlander PHEV: 13.4 kWh/100 km (Benzinäquivalent 1.5 l/100 km), Normverbrauch gewichtet (67% Strom, 33% Benzin) 1.9 l/100 km, CO<sub>2</sub> 44 g/km, Hybrid-Normverbrauch (Batterie leer): 5.8 l/100 km, Energieeffizienz-Kategorie B. CO<sub>2</sub>-Durchschnitt aller verkauften Neuwagen: 144 g/km.

\*Unverbindliche Nettopreise CHF inkl. 8.0% MWST und Währungs-Bonus. Währungs-Bonus gültig bis 30.5.2015 (CO<sub>2</sub>-Eintausch-Bonus 1.5.–30.6.2015) für Vertragsabschlüsse (Mitsubishi Neuwagen ab Händlerlager) und Immatrikulation bis 30.9.2015. \*\*0.9% Green-Leasing Konditionen: gültig 1.4.–30.6.2015 für Vertragsabschlüsse und Immatrikulation bis 30.9.2015, Laufzeit bis 24 Mt. (Option: Laufzeit 25 bis 48 Mt., 2.9%), 10'000 km/Jahr, Sonderzahlung 15%, eff. Jahreszins 0.9%, Leasingrate i-MiEV CHF 355.-/Mt., Outlander Intense PHEV CHF 618.-/Mt., exkl. obligatorischer Vollkasko, Kautions 5% vom Finanzierungsbetrag (min. CHF 1'000.-). Eine Leasingvergabe ist unzulässig, falls sie zur Überschuldung des Konsumenten führt. Alle Preise inkl. MWST. MultiLease AG.

# Lob den Bauern

Sie haben die Schweiz geschaffen und sind aktuell wieder mal die Prügelknaben. Ein Lob auf die Bauern. Von Roger Köppel

Nein, ich kann nicht einstimmen ins sterile Gejammer unserer Berufseuropäer und Zeitgeist-Liberalen, die es ganz schlimm finden, dass der Nationalrat mit den Stimmen der Bauern und der Grünen letzte Woche die einseitige Anwendung des Cassis-de-Dijon-Prinzips auf die Schweiz stoppte. «Cassis de Dijon»: Das bedeutet, dass die in den EU-Staaten produzierten Lebensmittel automatisch auch in der Schweiz zugelassen sind. Umgekehrt aber dürfen die Schweizer Lebensmittelproduzenten nicht ebenso automatisch in die EU liefern. Das von Bundesrätin Doris Leuthard vor neun Jahren eingeflogene Konzept bevorteilt die europäischen auf Kosten der Schweizer Bauern.

Nur ein Beispiel: Schweizer Jogurtproduzenten haben hierzulande gewollt hohen Standards zu entsprechen, um ihre Erzeugnisse in die Ladenregale zu bringen. Ein dänischer Konkurrent muss geringeren Anforderungen genügen und kann sein Jogurt dank «Cassis de Dijon» einfacher und günstiger in der Schweiz verkaufen. Die EU-Regelung ist eine Einbahnstrasse für Billiglebensmittel aus Europa, während den Schweizer Nahrungsmittelherstellern keinerlei Gegenrecht zusteht. Natürlich können auch einseitige Marktöffnungen «liberal» und nützlich sein, aber eine voreilige Einseitigkeit ist doch gerade im Verhältnis mit der EU verfehlt. Höchste Zeit, dass die Bauern hier den Riegel schieben.

Womit wir beim eigentlichen Thema wären: Nicht nur die «Cassis de Dijon»-Verklärung irritiert, es ist vor allem die darin inbegriffene gehässig-verkrampfte Aggressiv-Rhetorik gegenüber den Bauern – derzeit etwa zu besichtigen in der letzten Sonntags-NZZ. Die Bauern sind zum billigsten gemeinsamen Nenner politischer Pauschalkritik geworden. Wem nichts Besseres einfällt, der schimpft über die Landwirte und ihr «nationalkonservatives [...] Agrar-Reduit». Unter Klischeeliberalen und angeblich Weltoffenen gehört es mittlerweile zum guten Ton, auf den Bauern herumzutrampeeln, sich an der Landwirtschaft die Schuhe abzuputzen wegen ihrer Subventionen und neuerdings wegen der vernünftigen Absage an die einseitige EU-Freundlichkeit, die die Schweizer Lebensmittelhersteller benachteiligt.

Gegen die wohlfeilen Angriffe bleibt festzuhalten: Die Bauern sind trotz allen staatlichen Auflagen und Bevormundungen, unter denen sie selber oft am meisten leiden, zunächst ein-



«Die Reissbrett-Liberalen übertreiben es.»

mal urschweizerische Unternehmer. Sie führen Betriebe in einem Hochlohnland. Sie haben wöchentliche Arbeitspensen von mindestens achtzig Stunden. Die Natur kennt keine Feiertage. Von einem lockeren Leben oder einem übertriebenen Einkommen kann keine Rede sein.

Dass der Staat in der Landwirtschaft eine zu grosse Rolle spielt, ist bekannt. Auch den Landwirten. Die empörten Galerie-Liberalen übertreiben es absichtlich: Die schrumpfende Landwirtschaft kostet die Schweiz insgesamt weit weniger als das massiv auswuchernde Sozial- und Gesundheitswesen mit seinen dramatischen Wachstumsraten. Ginge es den Kritikern



um die Sache, müssten sie diese Bereiche viel unerbittlicher ins Visier nehmen.

Es ist ausserdem daran zu erinnern, dass die Bauern einen Verfassungsauftrag haben, der ihnen punkto Landschaftspflege und Bodenbewirtschaftung gesetzlich Aufgaben zuweist. Das ist von links bis rechts gewollt und abgestützt. Selbstverständlich kann man dagegen die These vertreten, man solle die Schweizer Bauern ohne Rücksicht auf die Verfassung den globalen Marktkräften aussetzen. Das längst stattfindende Bauernsterben würde sich dadurch rasant zum Aussterben verschärfen. Vielleicht gäbe es dann etwas billigeren Käse aus den Niederlanden, aber eben auch grossräumig vergandende Gebiete, die dann von vollsubventionierten staatlichen Landschaftspflegebeauftragten in orangefarbener Arbeitskleidung zu höheren Kosten in Ordnung gebracht werden müssten.

Kann, soll man die Landwirtschaft voll dem Markt überlassen? Die Neuseeländer haben es probiert und ruderten dann schnell zurück. Offensichtlich ist es den Leuten nicht egal, wo ihre Lebensmittel herkommen. Man hat kein Problem, nur chinesische Textilien zu tragen oder die Fabrikation von Unterhaltungselektronik Korea oder Japan zu überlassen. Aber beim Grundbedürfnis des Essens ist es etwas anderes. Kein Land liefert sich der totalen Abhängigkeit vom Ausland aus. Es gibt so etwas wie eine menschliche Grundnachfrage nach einer kontrollierbaren Nahrungskette. Die Reissbrett-Liberalen sitzen weltfremden Zielen auf.

Vielleicht hat die Schweiz tatsächlich, wie die NZZ kritelt, ein spezielles Verhältnis zu ihren Bauern. Allerdings mit gutem Grund. Viele Schweizer, der Schreibende eingeschlossen, haben bäuerliche Vorfahren. Wichtiger noch: Ohne ihre Bauern gäbe es die Schweiz nicht. Es waren die Bauern, die in den frühen Freiheitskriegen des 14. und 15. Jahrhunderts unter grossen Verlusten die Schweiz erkämpft und gegen mächtige Gegner verteidigt haben. Anders als in den kontinentaleuropäischen Monarchien waren die Schweizer Bauern nie Nährboden für den reaktionären Obrigkeitsstaat, im Gegenteil. Sie bildeten mit den Städten eine wehrbereite Avantgarde der Freiheit. Nicht nur, weil sie die Soldaten stellten, sondern auch deshalb, weil sie in der Schweiz selber die Entstehung eines Zentralismus nach europäischem Vorbild durch Widerstand verhinderten.

Natürlich muss der staatliche Einfluss auf die Landwirtschaft vermindert werden. Auch an dieser Stelle wurde die hoheitlich verfügte «Agrarkolchose» schon kritisiert. Aber das süffisant-überhebliche Bauern-Bashing zielt an der Wirklichkeit vorbei. Wer die Bauern durch rabiate Liberalisierung abschaffen will, untergräbt das Schweizer Unternehmertum. Anstatt auf ihnen herumzureiten, könnte man den Bauern die gebührende Anerkennung zollen.

(Eine Gegenposition zu diesem Artikel finden Sie auf Seite 11.)



Überzeugungstäterin: Christine Bussat. Seite 40



Bilanz der Naturkatastrophen: Seite 26



Daumen rauf: Giuseppe Scaglione. Seite 66



Verwöhnte Kids: Seite 52

## Kommentare & Analysen

- 5 [Editorial](#)
- 9 [Kommentar Importierte Arbeitslosigkeit](#)
- 9 [Im Auge Dmitri A. Medwedew, Ministerpräsident](#)
- 10 [Sport Der Staatssender bringt das Volk auf Trab](#)
- 10 [Diplomatie Naserümpfen über Russland?](#)
- 10 [Zuwanderung Brüsseler Spiele](#)
- 11 [Bauern Sonntagsliberale](#)
- 11 [Sex Das wird teuer](#)
- 12 [Personenkontrolle Meyer, Martullo, Tobler, Cameron etc.](#)
- 13 [Nachruf 1 Guy Carawan \(1927–2015\)](#)
- 13 [Nachruf 2 Oscar Holderer \(1919–2015\)](#)
- 14 [Gekaufte Politiker](#)  
Im Bundeshaus floriert das Geschäft mit den Zusatzposten
- 17 [Fall Markwalder](#) Farbige Polit-Nudel
- 18 [Das Kaufhaus](#)  
Die Macht der Lobbyisten Andreas Hugi und Lorenz Furrer
- 20 [Die Deutschen Zum Nulltarif](#)
- 20 [Wirtschaft Teurer Köder](#)
- 21 [Ausland Die EU kann den «Brexit» verhindern](#)
- 22 [Mörgeli Berner Platte ohne Fleisch](#)
- 22 [Bodenmann Wer sieht sich bei Filippo wieder?](#)
- 23 [Medien «Ich verspreche es Ihnen»](#)
- 23 [Gesellschaft Bündeli-Tag](#)
- 24 [Leserbriefe/ Darf man das?](#)

## Hintergrund

- 26 [Spielt das Wetter verrückt?](#)  
Warum Naturereignisse immer berechenbarer werden
- 30 [Der Wortwächter](#)  
Der umtriebige Anti-Rassismus-Anwalt David Gibor
- 32 [EU Die Schweiz wehrt sich gegen eine weitere Annäherung](#)
- 34 [Ausländer Deutscher Phantomschmerz](#)
- 35 [Prävention Brachialer Kurzfilm der Lausanner Polizei](#)
- 36 [«Die Koffer stets griffbereit»](#)  
Der Schweizer Top-Fussballtrainer Lucien Favre im Gespräch
- 39 [Karriere Der Schollentreue](#)
- 40 [Jeanne d’Arc der Volksrechte](#)  
Christine Bussats erfolgreiche Pädophilen-Initiative
- 43 [Justiz Daniel Jositsch zum Fall der Schläger von Kreuzlingen](#)
- 44 [Abbas’ Vietnam](#)  
Ein Fotograf und der längste Konflikt des 20. Jahrhunderts
- 50 [Eldorado für jedermann](#)  
Die ökonomischen Folgen der weltweiten Migration
- 52 [«Tut uns leid, dass du arbeiten musst»](#)  
«Rich Kids» protzen auf der Internetplattform Instagram
- 54 [«Das Völkerrecht ist unmoralisch»](#)  
US-Rechtsanwalt und Israel-Lobbyist Alan M. Dershowitz



«Geld ist nicht alles»: Trainer Favre. Seite 36

## Interview

### 36 «Die Koffer stets griffbereit»

Lucien Favre, der erfolgreichste Schweizer Fussballtrainer der Gegenwart, über seine Anfänge, seine Vorbilder und das Leben nach der Bundesliga

## Stil & Kultur

### 59 Stil & Kultur So leicht, so schwer

### 60 Top 10

### 60 Kino «Chef»

### 61 Jazz Chris Potters Underground Orchestra

### 62 Namen Heisse Luft

### 63 Hochzeit Judith Erb, Sammlerin

### 63 Thiel Frühlingsgefühle

### 64 Wein Masari, Valdagno: Agnobianco Veneto IGT 2013

### 64 Zu Tisch André Jaeger schliesst seine «Fischerzunft»

### 65 Auto Audi TT Roadster

### 66 MvH trifft Giuseppe Scaglione, Radiounternehmer

## Autoren in dieser Ausgabe

### Matthias Aebischer



Bekannt wurde der Berner SP-Nationalrat als Fernsehmoderator der «Tagesschau» und des «Club». Seit 2011 ist er Nationalrat für die SP im Kanton Bern. Er schreibt über das Schockvideo der Lausanner Polizei, das jugendliche Fussgänger vor Unachtsamkeit im Strassenverkehr warnen soll. Seite 35

### Thomas Renggli



Der Zürcher war Sportjournalist bei der NZZ und beim *Blick*. Heute ist er als Publizist beim Weltfussballverband Fifa tätig sowie Autor diverser Sportbücher und Biografien. Für die *Weltwoche* hat er Lucien Favre interviewt, den erfolgreichsten Schweizer Fussballtrainer der Gegenwart. Seite 36

## Zum Blättern bitte streicheln.

Mit der sanften Blättertechnik vermittelt das neue E-Paper noch mehr Lesevergnügen.



Available on the App Store ANDROID APP ON Google play

DIE WELTWOCH



«Magic Moments» mit Magrée

# Weltklassemagier zum Anfassen

Schauen Sie dem begnadeten Magier auf die Finger! Zusammen mit einem handverlesenen Publikum sitzen Sie mit Magrée am grossen Tisch und erleben direkt vor Ihren Augen das scheinbar Unmögliche.

**M**agrée alias Marcel Grether zählt weltweit zu den Besten seiner Zunft. Als erster Schweizer Magier produziert er in Las Vegas eine abendfüllende Show. Der mehrfache Schweizer Meister begeistert sein Publikum seit über zwanzig Jahren mit intelligenter und stilvoller Unterhaltung. Sein technisches Können und seine Vielseitigkeit sind bestechend.

An der exklusiven Vorstellung im Hotel «Riverside» entgeht Ihnen nichts: Denn bei «Magic Moments» sind Sie nicht einfach nur Zuschauer, sondern ein persönlicher Gast von Magrée. Durch das Miteinbeziehen des Publikums läuft die Show hautnah ab. Trotzdem bleiben am Ende viele Rätsel ungelöst.



Auf höchstem Niveau ist auch das Rahmenprogramm: Vor der Show geniessen Sie einen reichhaltigen Apéro und nach der Show ein zauberhaftes 3-Gang-Dinner.

## Platin-Club-Spezialangebot

«Magic Moments» mit Magrée  
im Hotel «Riverside», Zweidlen-Glattfelden

**Datum:**  
Mittwoch 27. Mai 2015, ab 18 Uhr

**VIP-Programm:**  
18.00 Uhr: Reichhaltiger Apéro im Autoatelier  
19.00 Uhr: Live-Show im Kammereisaa  
20.30 Uhr: Dinner in der Turbinenstube

**Spezialangebot:**  
Fr. 119.- pro Person (statt Fr. 165.-)

**Buchung:**  
Reservieren Sie Ihren Platz über Telefon  
043 500 92 92. Bitte Kennwort «Weltwoche»  
angeben.

**Veranstalter:**  
Seminar- und Eventhotel Riverside  
Spinnerei-Lettenstrasse,  
8192 Zweidlen-Glattfelden  
www.riverside.ch

[www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub)





# Importierte Arbeitslosigkeit

Von Beat Gygi — Der Zürcher Arbeitsmarkt kann lange nicht alle Zugewanderten aufnehmen. Das gilt auch für Akademiker.

Leicht weniger Arbeitslose», «Schweizer Arbeitsmarkt gut behauptet», «leichte Enttörung». Mit solchen Wendungen berichteten Medien vor knapp einer Woche über die Arbeitsmarktzahlen zum Monat April. Die Zahlen wirken zunächst nicht spektakulär. In der Schweiz wird praktisch voll gearbeitet, und dank einer leichten Frühlingsbelebung ist die Arbeitslosenquote gegenüber dem März geringfügig auf 3,3 Prozent gesunken. Rechnet man typische Saisoneinflüsse aus den Zahlen heraus, zeigt sich eine leichte Zunahme der Quote auf 3,3 Prozent. Der Kanton Zürich bewegte sich sozusagen zwei Zentimeter über dem Schweizer Durchschnitt, bei einer Quote von 3,5 Prozent.

Unter der Oberfläche nehmen die Spannungen jedoch zu. Im Wirtschaftskanton Zürich scheinen ausländische Arbeitskräfte ein Beschäftigungsproblem zu haben. Unter den nicht ganz 28 000 Personen, die im April als arbeitslos galten, waren fast 13 000 Ausländer. Das entspricht 46 Prozent der gesamten Gruppe der Erwerbslosen. Diese Quote liegt weit über dem Ausländeranteil von rund 25 Prozent in der gesamten Wohnbevölkerung und ist auch dann hoch, wenn man berücksichtigt, dass lange nicht alle als Familien zu-

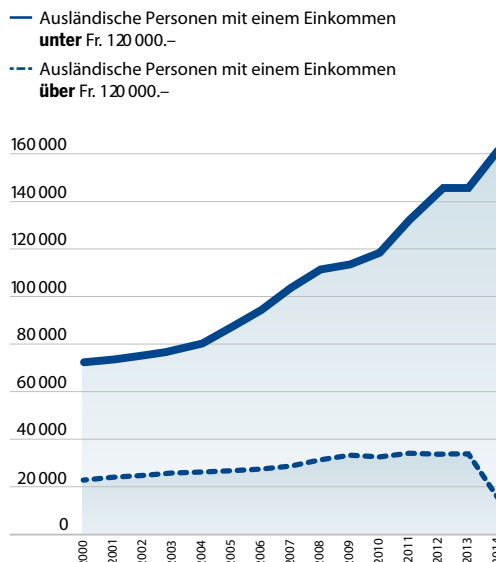
## Akademiker machen im Raum Zürich immerhin einen Viertel der Arbeitslosen aus.

ziehen. Zudem hat sich im Kanton Zürich die Lage der ausländischen Erwerbwilligen jüngst verschlechtert; es sind 9 Prozent mehr auf Stellensuche als vor einem Jahr, bei arbeitslosen Schweizern (5 Prozent) hat der Druck weniger zugenommen.

### Teure Zuwanderungspolitik

Will man versöhnlich sein, kann man das Ganze so deuten, dass die Verdrängung inländischer Beschäftigter durch ausländische Konkurrenten relativ gering sei. Aber im Grunde zeigt sich in diesen Zahlen eine teure Zuwanderungspolitik. Befürworter der Personenfreizügigkeit betonen immer wieder, dass Firmen darauf angewiesen seien, hochqualifizierte ausländische Fachkräfte ohne Beschränkung rekrutieren und ins Land holen zu können. Wieso sind aber nun so viele der vorher begehrten Personen arbeitslos? Es zeichnen sich da zwei problematische Entwicklungen ab.

### Quellenbesteuerte im Kanton Zürich



QUELLE: STEUERAMT DES KANTONS ZÜRICH

### Hauptsächlich kommen Normalverdiener.

Zum einen scheint eine Ausbildung auf tertiärer Stufe, also ein akademischer Abschluss, anfälliger auf Arbeitslosigkeit zu sein, als bisher beteuert wurde. Weit über 2000 arbeitslose Akademiker sind im Kanton Zürich EU-/Efta-Angehörige. Zusammen mit den Kollegen aus Drittländern ergibt sich eine Gruppe von 3000 Hochqualifizierten, die auf hohem Anspruchsniveau keine Stelle haben. Nimmt man die 4000 Schweizer Kolleginnen und Kollegen dazu, machen die Akademiker im Kanton Zürich einen Viertel der Arbeitslosen aus, also viel mehr als die Akademikerquote von 15 Prozent in der Gesellschaft.

Zum andern ist die Zuwanderung aus dem Ausland viel weniger auf Hochqualifizierte ausgerichtet, als es offiziell meist dargestellt wird. Die Zahlen der kantonalen Steuerverwaltung deuten darauf hin, dass es schwerwichtig Gruppen mit niedrigeren Einkommen sind, die nach Zürich gezogen sind. Die Grafik zeigt, dass Arbeitnehmer mit einem Bruttojahreseinkommen von weniger als 120 000 Franken in jüngerer Zeit gegen neun Zehntel der Zugezogenen ausgemacht haben. Der grösste Teil der Zuwanderer ist also offensichtlich auf normale Berufe ausgerichtet und damit auch dem normalen Risiko ausgesetzt, in wirtschaftlichen Stressphasen arbeitslos zu werden. Die beiden Entwicklungen führen dazu, dass im Kanton Zürich arbeitslose Ausländer auf allen Stufen gut vertreten sind.

# Die Zentimeterfrage



Dmitri Anatoljewitsch Medwedew, Premier.

Der sichtbarste sekundäre Geschlechtsunterschied zwischen Frau und Mann ist bekanntlich der Absatz respektive die Höhe desselben. Madame trägt schwindelerregende Stiletto mit bis zu zwanzig Zentimetern Höhenunterschied aus der Fertigung Louboutin. Dem Gentleman ist die Fersenzone egal, und wenn schon, ist sie ein verstecktes Problem, um das sich Geheimtipp-Manufakturen in Spanien und Italien kümmern, etwa im Auftrag Nicolas Sarkozys (Sarko-Heels) und anderer Politgrößen. Frankreichs Ex-Präsident (1,65 m) kommt trotz eingebaute Zehenspitzenstellung auf Plateausohle nicht ganz auf Augenhöhe mit seiner Carla. Dafür sucht er sich, nicht ganz ungefährlich, Leibwächter aus, die kleiner sind als er. Insofern ist Russlands Premier Dmitri Anatoljewitsch Medwedew geradezu vom Schicksal begünstigt, dass zwar Präsident Wladimir Putin, auch er kaum einsechzig, um fast einen halben Kopf grösser auf seinen ewigen Kronprinzen und Übergangsstellvertreter herabsieht und das Machtgefälle gewahrt ist, weil beide gleichermaßen schummeln, Medwedew selber aber seine Swetlana deutlich überragt. Kleine Männer können sich ja zu ungeheuren Alphatieren auswachsen, etwa Bernie Ecclestone (1,59 m), Deng Xiaoping (kaum 1,50 m), der Nazi-Giftzweig Goebbels und Josef Stalin (beide 1,65 m). Sie entwickeln angeblich mehr Power, Sex und Grausamkeit, Geltungssucht und Machtbewusstsein, aber auch höchste Genialität wie Beethoven (1,62 m), Mozart (1,63 m), Prince (1,58 m), Messi (1,67 m) und der Marquis de Sade (1,60 m). Der eher schüchtern und leise auftretende Jurist und Professorensohn Medwedew gilt als der Chefstrategie des Energieriesen Gazprom, sein eigenes Business hingegen, etwa mit dem Holzkonzern Ilim Pulp, blieb im Schatten, und zu Hause regiert Swetlana über die Finanzen. Eines ist sicher: Ein Napoleon ist er nicht. Denn der als Komplexbeispiel vielbemühte Korse erreichte, gemäss seinem Ordonnanzoffizier, 1,69 Meter, barfuss wandgemessen, während zu seiner Zeit der Rekrutendurchschnitt nur zielerschwerende 1,62 Meter betrug. So gross ist auch Medwedew. Peter Hartmann

## Leerlauf

Von Markus Schär — Der Staatssender, der keiner sein will, bringt das Volk auf Trab.

Montagsmorgen, der Durchschnittsschweizer sitzt im Auto. Er fährt zurück vom Wochenende samt Bergtour und Spaziergang durchs Naturschutzgebiet. Er schaltet SRF 3 ein, und was er hört, jagt ihm nicht den Herzrhythmus, aber den Adrenalinspiegel hoch. Denn an diesem Montag startet der Staatssender, der kein Staatssender sein will, die Aktion «SRF bewegt», und der Moderator lässt keine Gelegenheit aus, sie zu bewerben. In einer Stunde Autofahrt bekommt der Hörer ungefragt mindestens ein halbes Dutzend Mal die Gratis-App (auf Kosten der Gebührenzahler) angepriesen, mit der er jeden seiner Schritte zählen und sich mit Kollegen oder Prominenten messen kann. Er erfährt – Service public –, dass «Rundschau»-Moderator Sandro Brotz übers Wochenende schon mehr als hundert Kilometer gerannt ist. Und er vernimmt als News von nationaler Bedeutung, dass sich an diesem Premierentag zwei Hörer im Duell messen, denen es eigentlich im Berufsleben nicht an Bewegung mangelt: Der Bauarbeiter, der den ganzen Tag an der frischen Luft krampft, will deshalb über Mittag noch joggen; die Kellnerin dagegen liegt morgens um acht noch im Bett, auf ihrem Zähler stehen erst die paar Schritte ins Bad zum Pinkeln.

So läuft es den ganzen Tag; jede Sendung, ja jede Moderation auf SRF 1 und SRF 3 – manchmal sogar zusammenschaltet und wetteifernd – preist das «luschtige Gädschett» (Moderatorin Rebecca Villiger), das «gezielt für mehr Bewegung sorgen soll». Aus purem Zufall kann auch jeder Nachrichtenblock über eine Studie des Bundesamtes für Sport berichten, die den Bewegungsdrang der Jugendlichen statistisch festhält. Die Jugend sei «gut im Schuss», stellt der Nachrichtenredaktor an seinem Schreibtisch fest; die Zehn- bis Vierzehnjährigen bewegten sich durchschnittlich eine Stunde pro Tag – neben dem Sport in der Schule. Das sei viel, aber halt weniger als früher, und bei Mädchen mit Migrationshintergrund gebe es ein Problem.

Der Durchschnittsschweizer kann zwar nicht so schnell und so lang rennen wie Sandro Brotz, dafür kann er lesen. Er denkt daran, dass sich Diktatoren wie Hitler oder Mao um die Ertüchtigung des Volkskörpers bemühten. Er fragt sich, wo in der Verfassung sich die Grundlage dafür findet, dass Bundesamt und Staatssender das Volk auf Trab bringen wollen. Und wünscht sich ein anderes Duell: Beim Bücherlesen nähme er es jederzeit mit Sandro Brotz auf.

## 27 Millionen

Von Philipp Gut — Naserümpfen über Russland? In diesen Tagen könnte man auch dankbar sein.

In einer Mischung aus mokantem Unverständnis und latenter Furcht blickte der Westen auf die Feierlichkeiten Moskaus zum 70. Jahrestag des Siegs im Grossen Vaterländischen Krieg. Westliche Politiker sagten die Teilnahme an der Gedenkveranstaltung reihenweise ab, hiesige Zeitungen spotteten über die «Protzparade» (*Zentralschweiz am Sonntag*) oder kritisierten «Putins Instrumentalisierung» der historischen Ereignisse (*Neue Zürcher Zeitung*). Die NZZ nannte die Politik des russischen Präsidenten gar in einem Atemzug mit dem «gewaltsamen Expansionsdrang» Stalins.

Der Schweizer Bundesrat sandte widersprüchliche Signale. Während er verkündete, eine «würdige Erinnerung» an die Opfer sei von «grosser Bedeutung», entsandte er lediglich den lokalen Botschafter an die Moskauer Erinnerungsfeier. Das mag man zwar mit der traditionellen aussenpolitischen Zurückhaltung des neutralen Staats erklären. Doch in einer Medienmitteilung vom 8. Mai stehen Sätze, die auch andere Gründe für die bundesrätliche Absenz vermuten lassen. «Die europäische Friedensordnung, die in den Jahrzehnten seit dem Zweiten Weltkrieg geschaffen wurde, ist heute in Gefahr. Der Bundesrat ruft dazu auf, Konflikte politisch und auf der Grundlage des Völkerrechts zu lösen.» Insbesondere appelliere er an alle Teilnehmerstaaten der OSZE, Frieden und Sicherheit durch Dialog und Zusammenarbeit zu sichern. Es ist unschwer zu erkennen, an wen sich dieser Aufruf zuvorderst richtet: an Putins Russland.

Doch was der Westen dem Kreml vorwirft, tut er selbst. Die Erinnerung an den Weltkrieg und seine Opfer ist ihm weniger wichtig als die aktuelle politische Agenda. Dabei wäre das Jubiläum des Triumphs über Hitler-Deutschland der Moment, um auch einmal dankbar zu sein für den Beitrag des russischen Volks. Man muss nicht Stalin feiern, wie wir Churchill, de Gaulle oder Roosevelt feiern. Aber man darf sich ruhig ins Gedächtnis rufen, dass niemand auch nur annähernd einen so grossen Blutzoll geleistet hat wie die Russen. 27 Millionen: Das ist die unvorstellbare Zahl russischer Kriegtoter in den Jahren 1941 bis 1945. Zum Vergleich: In Deutschland waren es zwischen 1939 und 1945 sechs bis sieben Millionen.

Fast jede russische Familie hat Opfer zu beklagen. Die Russen haben Hitler gestoppt und zurückgeschlagen. Wer das nicht anerkennen mag, betreibt bloss peinliche, kleinliche Krähwinkelpolitik.

## Brüsseler Spiele

Von Wolfgang Koydl — Bern könnte von London lernen. Aber will man überhaupt Erfolg?

Wenn man mit eingefleischten Eurokraten über das Vereinigte Königreich redet, bekommt man oft Erstaunliches zu hören. «Die Briten sind die besten Europäer», ertönt es unisono. «Sie verstehen sich am besten auf das Brüsseler Spiel.»

Das sind Spielchen um Macht und Einfluss, in denen sich Londons EU-Repräsentanten in der Tat bestens auskennen. Sie haben die richtigen Leute am richtigen Ort, sie wissen, in welchem Restaurant man wem wann wo und wie welche Informationen zusteckt. Vor allem aber hilft die Zockermentalität: den Einsatz stets so hoch halten, dass er für einen selbst noch kalkulierbar bleibt, den Gegner jedoch zu unvorsichtigem Handeln zwingt.

Besonders gut lässt sich das bei der Debatte über die Zuwanderung beobachten – ein Thema, das Briten genauso unter den Nägeln brennt wie Schweizern. Doch derweil sich Bern an Debatten über aussichtslose Quoten, Kontingente und komplizierte mathematische Formeln festbeisst, gehen die Briten viel pragmatischer, man könnte auch sagen, kaltschnäuziger vor: Der Zweck heiligt die Mittel.

Bezweckt wird eine Reduzierung der Zuwanderung, und wenn man den Zustrom aus Osteuropa schon nicht mit Einreisekontrollen oder Obergrenzen steuern darf, kann man Sozialschmarotzer doch wenigstens vergraulen oder abschrecken. Das heisst: Grundsätzlich stehen Britanniens Tore offen, aber wer hier keinen Job hat, kann keine sozialen Wohltaten erwarten. Auch der Zugriff auf das kostenlose britische Gesundheitssystem würde Fremden erst nach einer Karenzzeit zustehen. Damit entfällt der Anreiz, auf gut Glück in Posen, Plowdiw oder Pécs einen Bus zu besteigen und sich nach der Ankunft erst einmal vom britischen Steuerzahler durchfüttern zu lassen.

In London hat man die Schweizer Debatte mit der EU um die Zuwanderung verfolgt – und seine Schlussfolgerung daraus gezogen: Mit dem Kopf durch die Wand kommt man nicht weiter, da muss man schon wie beim Billard über die Banden spielen. Das wäre auch eine Variante für den Bundesrat. Doch der stürmt weiter unverzagt gegen Betonwände. Auch dies wäre eine erfolversprechende Methode, wenn man bereit ist, mit den Konsequenzen – einer Kündigung der Bilateralen – zu leben. Doch das traut man sich auch nicht. Und so bleibt nur eine Erklärung: Bern will gar keine Lösung und hofft, dass letztlich alles beim Alten bleibt.

# Sonntagsliberale

Von Alex Reichmuth — Der Nationalrat will den Import von EU-Lebensmitteln verhindern. Viele Bürgerliche unterstützen das Verbot. Das ist Protektionismus. Sonst nichts.



*Abschottung mindert den Wohlstand.*

Man reibt sich die Augen. Der Nationalrat hat die Aufhebung des sogenannten Cassis-de-Dijon-Prinzips bei Lebensmitteln beschlossen, laut dem Produkte aus der EU grundsätzlich auch in der Schweiz zugelassen sind. Dass die Grünen für die Abschaffung waren, erstaunt zwar wenig. Die ständige Bevormundung der Bürger gehört zu ihrer Politik. Irritierend ist, dass viele bürgerliche Politiker sie unterstützt haben. So stimmten die FDP und die CVP teilweise und die SVP geschlossen für die Aufhebung. Gerade die SVP, die sich sonst gegen überbordende Vorschriften wehrt und Selbstverantwortung predigt, etwa im Bereich Gesundheitsprävention: Sie ist nun dagegen, dass die Schweizer Konsumenten selber wählen können, was sie kaufen wollen. Viele Bürgerliche halten die Kunden also nicht für mündig, sich für eine Rahmglace mit fünf oder sechs Prozent Fettanteil oder einen Sirup mit zwanzig oder dreissig Prozent Fruchtgehalt zu entscheiden.

Klar, jetzt kommen allerlei Ausflüchte, um die Marktabschottung schönzureden. So bemängeln die Abschaffer etwa, dass das Cassis-de-Dijon-Prinzip 2010 von der Schweiz einseitig eingeführt worden ist. Ohne entsprechende Verkaufsrechte in der EU sei dies inakzeptabel. Natürlich ist es unschön, dass

die Schweizer Politik es nicht schaffte, Gegenrecht durchzusetzen. Aber muss man deswegen gleich dem Protektionismus frönen und die Schweiz noch zusätzlich schwächen? Wirtschaftliche Abschottung mindert den Wohlstand insgesamt. Mehr Wettbewerb ist zwar unangenehm für Wirtschaftsunternehmen, bringt diese aber auf Trab. Wie war es beim Wegfallen des Euro-Mindestkurses? Haben nicht gerade SVP-Vertreter argumentiert, der harte Franken sei ein heilsames Stahlbad für die Exportwirtschaft?

## Französischer Schinken ist nicht Gift

Man komme nicht mit der Behauptung, es gelte, die Qualität des hiesigen Nahrungsmittelsangebots hochzuhalten. Zum einen beginnt jenseits des Rheins nicht der Kongo. Ja, auch in der Europäischen Union gibt es Lebensmittelsicherheit. Niemand wird von deutschem Kaffeebraun krank. Niemand wird von französischem Schinken vergiftet. Und sollte dieser tatsächlich wässrig schmecken, so greift der Konsument beim nächsten Einkauf ganz einfach in ein anderes Regal.

Zum anderen können EU-Erzeugnisse auch heute keinesfalls automatisch in der Schweiz angeboten werden. Deren Hersteller durchlaufen aufwendige Zulassungsverfahren – Produkt für Produkt. Bei Tierschutz und Ökologie etwa gelten Schweizer Normen. Die Hürden sind teilweise absurd hoch und verursachen enorme Kosten. Sie sind der Grund dafür, dass erst 47 EU-Produkte in der Schweiz zugelassen wurden. In 36 Fällen hat der Bund den Verkauf verweigert – «Cassis de Dijon» hin oder her.

Man lasse sich nicht täuschen. Die Motive der Bürgerlichen, die dieses Prinzip abschaffen wollen, sind simpel. Sie lassen sich von Partikularinteressen seitens der Schweizer Landwirtschaft und der hiesigen Lebensmittelindustrie leiten. Es sind Sonntagsliberale, die sich um ihre eigenen Prinzipien foutieren, sobald sie im politischen Tagesgeschäft stehen. Es sind teilweise die gleichen Politiker, die zuvor schon ein schärferes Kartellrecht abgeschossen und so ebenfalls die Hochpreisinsel Schweiz zementiert haben.

Wer der Bevormundung ausweicht und den Weg nach Konstanz oder St-Louis unter die Räder nimmt, wird derweil fast schon als Landesverräter hingestellt. Dabei wird der Auslandseinkauf angesichts der Attacke auf das Cassis-de-Dijon-Prinzip geradezu zur Bürgerpflicht.

# Das wird teuer

Bern zahlt Hunderttausende Franken nach Europa für Transsexuelle u. Ä.

Es ist zweifellos gut gemeint. «Die Schweiz engagiert sich weiter gegen Diskriminierung aufgrund von sexueller Orientierung und Geschlechtsidentität», verkündete der Bundesrat. In seiner Sitzung vom 29. April beschloss er, die Erklärung von Valletta zu genehmigen, die von einigen Mitgliedstaaten des Europarats ausgearbeitet wurde. Diese Erklärung verlangt «eine ausdrückliche Ausweitung des Schutzes auf Intersexuelle und die Bekämpfung aller Formen der sozialen Ausgrenzung wegen Nichtkonformität mit Geschlechterstereotypen».

Auf den ersten Blick scheint das Engagement nachvollziehbar zu sein: Wer ist schon für Diskriminierung? Doch bei genauerer Betrachtung zeigen sich Widerhaken – und beträchtliche Kosten für Projekte, die die Schweiz kaum kontrollieren kann. Der Bund unterstützt gleich mehrere Einrichtungen des Europarats in seiner Offensive für Lesben, Schwule, Bisexuelle, Transgender und Intersexuelle (LGBTI).

Die LGBTI-Fachstelle im Generalsekretariat des Europarats erhielt zwischen 2012 und 2014 200 000 Franken aus der Schweiz. In den Jahren 2015 bis 2017 werden es 100 000 Franken sein. Das Geld fliesst in «Sensibilisierungsprojekte» in Albanien, Serbien oder Lettland.

Die Europäische Kommission gegen Rassismus und Intoleranz erhielt 2014 und 2015 40 000 Franken, «auf freiwilliger Basis», wie das zuständige Eidgenössische Departement für auswärtige Angelegenheiten auf Anfrage mitteilt. Ein geplantes Expertentreffen in Genf wird der Bund nochmals mit 40 000 Franken sponsern.

Viel beträchtlicher werden die Folgekosten sein. Die erwähnte Valletta-Deklaration fusst ihrerseits auf einer Empfehlung des Ministerkomitees des Europarats vom 31. März 2010. Sie sieht eine ganze Reihe staatlicher Massnahmen in allen möglichen Bereichen vor, von der Verwaltung über die Justiz und das Asylwesen bis zu Propaganda-Aktionen in Schulen. So hat die Schweiz «die gesetzgeberischen und anderweitigen Massnahmen zu untersuchen, diese einer Prüfung zu unterziehen und relevante Daten zu sammeln und auszuwerten, um jede direkte oder indirekte Diskriminierung aufgrund der sexuellen Orientierung oder Geschlechtsidentität zu überwachen und zu beheben».

Der Bundesrat ermächtigt die Behörden also zu unabsehbaren neuen Aufgaben und Ausgaben. Ob die Anstrengungen etwas nützen, bleibt offen.

*Philipp Gut*

## Personenkontrolle

**Meyer, Martullo, Tobler, Cameron, Prinz Charles, Xi Jinping, Queen Elizabeth, Piccard, Wili, Perriard, Widmer-Schlumpf, Spiess-Hegglin, Jenny, Löpfe**

Widersprüchlichkeiten im Wochentakt produziert Ringier-Chefdenker **Frank A. Meyer**. War es letzte Woche ein Angriff des einstigen Mao-Bewunderers auf positive China-Äusserungen von **Magdalena Martullo-Blocher** (SVP), so liess sich Meyer diese Woche in seiner Kolumne für den *Sonntagsblick* über das Ja zur Masseneinwanderungsinitiative vor etwas mehr als einem Jahr aus. «Nichts geht mehr mit der EU», klagt er. Die Schuld sieht er beim Schweizer Stimmbürger und dessen Ja vom 9. Februar letzten Jahres. «Und dazu wagt Europa doch tatsächlich Nein zu sagen! Nein zu einem Schweizer Volksentscheid!», parodiert er das Schweizer Unverständnis gegenüber Brüssels Gesprächsverweigerung. Was Meyer vergisst: Zehn Tage vor der Abstimmung hatte er selbst die Initiative als «nützlich» bezeichnet, da sie den Bundesrat «aufgeweckt» habe. Das denkbar knappe Ja, über das er sich jetzt beklagt, hat Meyer als einflussreicher Publizist somit selbst mitverantwortet. (fsc)

Professorin **Christa Tobler**, die in Basel und im niederländischen Leiden Europarecht lehrt, versuchte derweil, den EU-Parlamentariern im Ausschuss für Binnenmarkt und Verbraucherschutz zu erklären: Die Schweiz gehört dem europäischen Binnenmarkt nicht an, sie geniesst nur den privilegierten Zugang dazu, den sie auch den EU-Mitgliedstaaten zum Schweizer Markt gewährt. «Der Unterschied wird manchmal unterschätzt», warnte die Juristin. Denn von den vier Freiheiten des Binnenmarktes (Personen, Güter, Dienstleistungen, Kapital) gilt für die Schweiz keine uneingeschränkt. Die Einführungsvorlesung war umsonst, die EU-Parlamentarier bekräftigten nur die Position der EU-Kommission, mit der Schweiz lasse sich nicht verhandeln, wenn sie die sakrosankte Personenfreizügigkeit einschränken wolle. (sär)

Auch **David Cameron** wird sich in seiner zweiten Amtszeit schwergewichtig mit Europa auseinandersetzen müssen. Dem glanzvoll wiedergewählten britischen Premierminister könnten daneben diplomatische Verwicklungen mit China drohen. Schuld ist der Thronfolger, **Prinz Charles**. Anlass ist der für Herbst geplante Staatsbesuch des chinesischen Präsidenten **Xi Jinping** – den der Sohn von **Queen Elizabeth** boykottieren will. Der Tibet-Freund Charles hat schon angekündigt, dass er ihm nicht die Hand



«Nichts geht mehr»: Frank A. Meyer.

schütteln will. Er selbst hat einen Besuch des Landes bisher vermieden. Aus seiner Ablehnung des chinesischen Systems hat Charles noch nie einen Hehl gemacht. Unvergessen ist seine Beschreibung der Pekinger Führungsriege als «schreckliche alte Wachsfiguren». (ky)

Weniger Mühe mit China hat **Bertrand Piccard**: Während sich der Weiterflug seines Sonnenenergieflugzeugs «Solar Impulse» über den Pazifik wegen schlechter Wetterbedingungen immer wieder verzögert, nutzt Piccard die Zwangspause im Reich der Mitte, um mit seinen Cleantech-Botschaften zu missionieren. So lobte er China für seinen grossen Zubau an Solarpanels. Von der Westschweizer Zeitung *Tribune de Genève* darauf angesprochen, dass China aber der grösste Kohlestromproduzent der Welt sei, meinte Piccard, dieses Argument sei «unaufrechtig». Denn: «Europa und die USA lassen hier einen grossen Teil ihrer Konsumationsgüter produzieren.» So werde die Verschmutzung nach China exportiert. Von einem Beschluss des Westens, in China produzieren zu lassen, ist allerdings nichts bekannt. Es ist wohl vielmehr so, dass China dem Westen wirtschaftlich das Wasser abgräbt – dank laschen Umweltvorschriften. (are)

Viele, viele bunte Kästchen finden sich auf der Website [www.ch.ch/wahlen2015](http://www.ch.ch/wahlen2015), mit der die Bundeskanzlei die Schweizerinnen und Schweizer zu den Eidgenössischen Wahlen am 18. Oktober aufrufen will. Darunter auch eine Seite mit einer «nicht offiziellen», aufgrund von Medienberichten zusammengestellten Liste von «Mitgliedern des Nationalrates, die (auch) für den Ständerat kandidieren», eine Liste, die weiter keinen Erkenntnisgewinn bietet. Wichtig für die Parteien sind nur die Daten: Bis im August müssen sie ihre Listen melden, danach muss die Bundeskanzlei die «Analyse der eingegangenen Listen/Kandidierenden nach Geschlecht und Parteien» vollziehen. Nach Gesetz geht es einfach darum, sämtliche Listen zu kon-



Unterschätzter Unterschied: Professorin Tobler.



«Datenbankgestützt»: Sektionschefin Perriard.

trollieren; das pflegte der frühere Sektionschef, der renommierte Staatsrechtler **Hans-Urs Wili**, eigenhändig zu machen. Seiner Nachfolgerin **Barbara Perriard** lässt sich dies natürlich nicht zumuten. Die Kontrolle der Listen geschieht jetzt im Team und «datenbankgestützt». Mit ihrem Grosseinsatz muss die Bundeskanzlei verhindern, dass jemand auf zwei Listen kandidiert und so die ganzen Nationalratswahlen verfälscht. (sär)

Angesichts solcher Akribie ist es nicht verwunderlich, dass die Skepsis über das ungebremsete Wachstum des öffentlichen Sektors wächst. Der Personalverband des Bundes (BVB) sieht dies aber mit Unbehagen. Finanzministerin **Eveline Widmer-Schlumpf** (BDP) hat beispielsweise angesichts des schlechten letztjährigen Finanzergebnisses die vage Absicht bekundet, die Personalausgaben auf dem jetzigen Stand einzufrieren. Dagegen wehren sich die Beamten nun mit einer Werbekampagne unter dem Titel «Love Service public». Die Kampagne sieht im Staat den alleinigen «Garanten für Freiheit und Gerechtigkeit», was die NZZ eine «steile These» nannte und auf folgende Formel brachte: «Liebe



Keine Mühe mit China: Bertrand Piccard.



Schuld ist der Thronfolger: David Cameron.



Totalausfall: Jolanda Spiess-Hegglin.

den Staat wie dich selbst». Das Kräfteressen zwischen der Politik und dem organisierten Beamtentum ist eröffnet. (fsc)

Die grün-alternative Kantonsrätin **Jolanda Spiess-Hegglin**, Hauptfigur des sogenannten Zuger Sexskandals, wird langsam zu einem Totalausfall. Am 29. Januar sass sie wie versteinert im Ratssaal. Am 26. Februar stimmte sie ja für den Stadttunnel, entgegen ihrer eigenen Aussagen im Vorfeld und entgegen der Parole der eigenen Partei. Am 2. April war sie ganz abwesend. Bei der letzten Kantonsratssitzung am 30. April fehlte sie nun auch. (gut)

Pro Natura Aargau und ihr Geschäftsführer **Johannes Jenny** müssen einen finanziellen Verlust hinnehmen. Die Naturschützer investierten in die «Energiesparfirma» Enercontract AG des umtriebigen Unternehmers **Urs Löpfle**, die jetzt Konkurs anmeldete, und verloren einen Betrag im fünfstelligen Bereich. Dabei hatte Jenny extra Einsitz im Verwaltungsrat der Firma genommen, um deren «nachhaltige Entwicklung» zu garantieren. Merke: Ökologie und Ökonomie sind zwei verschiedene Paar Schuh. (gut)

## Nachruf



Drei Worte, drei Akkorde: Barde Carawan.

**Guy Carawan (1927–2015)** — Sein Gesang, da muss man ehrlich sein, war fürchterlich. Und auch sein Aussehen erinnerte eher an einen Sternsinger der Jungen Kirche Zollikerberg als an Elvis Presley. Doch Guy Carawans Lyrik, die hatte es in sich. «We Shall Overcome!» Drei Worte, drei Akkorde, und es richtet sich kollektiv das Nackenhaar. Den Durchbruch feierte Carawan 1960, als er mit schwarzen Bürgerrechtlern in Raleigh, North Carolina, den Folksong in den Nachthimmel schmetterte. Auf einen Schlag machte er das Lied zur Protesthymne, die bis heute durch die Geschichte hallt.

Carawan stammte aus bescheidenen Verhältnissen. Die Mutter war brotlose Poetin, der Vater Asbestproduzent, der bald an Asbestose starb. Nach dem Kriegsdienst in der Navy studierte Carawan Soziologie und entdeckte seine Neigung fürs Gitarrenspiel. Er setzte sich in den Kopf, Folkmusik als Vehikel für sozialen Fortschritt zu instrumentalisieren. Die eindringliche Mahnung seines Mentors, der mit Verweis auf Nazi-Deutschland davor warnte, Volksmelodien mit Aktivismus zu mixen, schlug er in den Wind.

Carawan begab sich auf die Walz durch die Südstaaten, wo er Liedgut sammelte, musizierend das tägliche Brot erwarb und sein Leben den Verdammten dieser Erde widmete. Regimegegner, Pazifisten, Pfadfinder und Heilsarmeen dankten es ihm, indem sie «We Shall Overcome» in ihr Repertoire aufnahmen. Nun ist Carawan 87-jährig gestorben. Die Welt wird sich noch lange an seiner Weise, die er freilich nicht selbst komponiert hatte, erwärmen. *Urs Gehrig*



Spaziergang im Weltall: Ingenieur Holderer.

**Oscar Holderer (1919–2015)** — Er war weder in der NSDAP noch in der SS wie einige seiner prominenten Kollegen, die nach dem Krieg von den USA aus Deutschland geholt worden waren, um den Amerikanern beizubringen, wie man Raketen baut. Holderer war in erster Linie Ingenieur, dessen grösster Stolz seine preussisch geordnete Werkstatt daheim war, in der er bis zu seinem Tod bastelte und experimentierte. Er gehörte zur zweiten Gruppe der «Paperclip Boys» um Wernher von Braun, die für die Nazis die Raketenwaffen V1 und V2 entwickelt hatten und nun ihr Wissen in den Dienst der USA stellten. Alles in allem waren es rund tausend Wissenschaftler und Techniker, die Amerikas nuklear bestückte Interkontinentalraketen entwickelten, aber auch zu den Vätern des US-Raumfahrtprogramms wurden. Holderer war massgeblich an der Entwicklung der Saturn-V-Rakete entwickelt, die unter anderem Neil Armstrong, Buzz Aldrin und Michael Collins 1969 auf den Mond brachte. Der Deutsche konstruierte den Windkanal für die Rakete. Auch nach seiner Pensionierung 1974 war der gelernte Maschinenbauingenieur weiter für die Weltraumbehörde Nasa tätig: Die von ihm entworfenen Trainingsgeräte werden noch heute von angehenden Astronauten benutzt. Aber auch Besucher des Nasa Space Center können von seinem Erfindungsgeist profitieren. Eine der beliebtesten Attraktionen ist der von ihm entwickelte Spacewalk-Simulator, mit dem ein Spaziergang im Weltall simuliert werden kann. Oscar Holderer ist letzte Woche 95-jährig in Alabama nach einem Schlaganfall gestorben. *Wolfgang Koydl*



*Martin Bäumle:* lukrative Energiewende.



*Pascale Bruderer:* auf allen Hochzeiten.



*Kurt Fluri:* Wunder der Mandatsvielfalt.

## Bundeshaus

# Gekaufte Politiker

*Von Roger Köppel* — Der Fall Markwalder sorgt für Schlagzeilen. Es stellt sich die Frage nach der Käuflichkeit von Politikern in Bern. Die Sachlage ist pikant: Im Bundeshaus floriert das Geschäft mit den Zusatzposten. Vor allem die Mitteparteien greifen zu, aber auch SP- und SVP-Politiker bedienen sich reichlich.

Erwischt. Das jüngste Beispiel heisst **Christa Markwalder**. Die FDP-Politikerin macht gerade Schlagzeilen von NZZ bis *Blick*. Für eine PR-Firma reichte die Bernerin einen Vorstoss ein, der im Auftrag der kasachischen (Pseudo-)Opposition formuliert und überarbeitet worden war. Eingefädelt hatte den Deal **Marie-Louise Baumann**, frühere Mitarbeiterin im FDP-Generalsekretariat, die den Kasachen für diese politische Gefälligkeit rund 7000 Franken verrechnete.

Wieder einmal rückt der Lobbyismus ins Zentrum, und es ergeben sich grundsätzliche Fragen: Wie käuflich ist die Schweizer Politik? Wer ist mit wem verbandelt? Wo endet die gewollte Einflussnahme, und wo beginnt die dunkle Seite des politischen Söldnertums?

Bleiben wir bei Christa Markwalder. Gemäss offizieller Biografie arbeitet sie als Juristin für die Zurich-Versicherungen. Diese Beschreibung ist nicht falsch, aber auch nicht ganz ehrlich: Markwalder gehört der Abteilung «Governmental Affairs» an. Sie ist bezahlt dafür, Augen und Ohren offen zu halten, was politisch Relevantes läuft für ihren Arbeitgeber. 2014 wurde publik, dass Markwalder ihre Sekretariatsarbeiten von der Berner Lobby-Firma Furrer Hugli erledigen lässt. Ein «unentgeltlicher Freundschaftsdienst», wie Mitinhaber **Lorenz Furrer** umgehend beschwichtigte. Markwalder korrigierte, sie bezahle für diese Leistungen tausend Franken im Monat, worauf die Ertapten sich auf die Sprachregelung einigten, es handle sich um eine Spesenentschädigung.

### «Befangenenchor»

Generell scheint sich in unserer Gesellschaft das Networking für Karriere und Verdienst in Wirtschaft, Wissenschaft, Politik, Verwaltung oder

Kultur mehr auszahlend als die eigentliche Leistung. Wer die Wahl hat, entweder hinzusitzen, nachzudenken und etwas zu entwickeln oder aber zum nächsten netzwerkenden Cüpli-Meeting zu gehen, tut heute mit Vorteil das Zweite.

Mehr noch: Mittlerweile hat das frühere Lobbyistensystem, bei dem bezahlte Interessenvertreter die Parlamentarier in der Wandelhalle zu beeinflussen versuchten, einem neuen, weit fragwürdigeren Modell Platz gemacht: Die Interessengruppen, Verbände, Firmen, Gewerkschaften bezahlen die Parlamentarier direkt, damit diese ihre Interessen vertreten. Darum hat der *Beobachter* das eidgenössische Parlament im Jahr 2012 nicht ganz zu Unrecht als «Befangenenchor» bezeichnet.

Problematisch ist nicht, wenn Milizpolitiker nach ihrer Wahl die Interessen ihres angestammten Berufes vertreten, etwa wenn ein Anwalt seine Verwaltungsratsmandate weiterhin betreut. Oder wenn ein Garagist auch in Bundesbern die Autolobby vertritt. Oder wenn ein Unternehmer nach der Wahl in der Geschäftsleitung oder im Verwaltungsrat seiner familieneigenen Firma sitzt.

Ungesund ist die Entwicklung aber dann, wenn die Volks- und Ständevertreter zu Mandaten kommen aus dem einzigen Grund, weil sie Parlamentarier sind. Gerade weil ihre schön dotierten Mandate am Parlamentsamt hängen, wollen, können sie möglichst lange nicht zurücktreten. Weil ihre gutbezahlten Mandate direkt mit dem Parlamentsamt zusammenhängen, sind sie es auch wieder los im Moment, in dem sie nicht mehr im Bundeshaus sitzen. Dieser Tatbestand ist weit näher an der Wirklichkeit als die vielgehörte Behauptung, die National- und Ständeräte müssten eben Ämter sammeln,

damit sie auch nach ihrer Zeit in Bern noch ein Auskommen hätten.

### Fette Mandate im Ständerat

Wer wirklich fette Mandate abräumen will, tut besser daran, für den Ständerat als für den Nationalrat zu kandidieren. Denn die Stimme eines Ständerates ist viel gewichtiger bei zwei gleichberechtigten Kammern – seine eigene mit 46 Mitgliedern überwiegt jene, wo 200 Köpfe einsitzen. Kein Wunder also, dürfen die Ständeräte neben ihrer ohnehin gegenüber den Nationalräten schon deutlich höheren Entschädigung auf Nebenverdienste hoffen, die ihr angestammtes Mandatssalär meist deutlich übersteigen.

Die grosse Mehrheit der Ständeräte sind Berufspolitiker – für viele eine Fortsetzung ihrer vorherigen politischen Karriere: Sie kommen aus den Exekutiven von Städten und Kantonen wie die St. Gallerin **Karin Keller-Suter** oder die Zürcher Grünliberale **Verena Diener**. Unternehmer wie der verstorbene Glarner **This Jenny** oder aktuell der Schwyzer SVP-Mann **Peter Föhn** lassen sich in der Kleinen Kammer an einer Hand abzählen. Jenny war es auch, der jahrelang für mehr Transparenz beim Abstimmen eintrat. Vor allem die CVP wehrte sich gegen das elektronische Verfahren. Die Abstimmungs-transparenz stört die bislang praktizierte (und lukrative) Hinterzimmerpolitik im Ständerat.

Der Zuger Christdemokrat **Peter Bieri** hat seinen Beruf als Landwirtschaftslehrer längst an den Nagel gehängt und widmet sich dem lukrativen Präsidium des Informationsdienstes für den öffentlichen Verkehr Litra.

Je mehr ein Parlamentarier der politischen Mitte angehört, desto grösser ist die Chance auf



**Christophe Darbellay:** plus 170 000 Franken.



**Roland Borer:** Faszination Beirat.



**Pirmin Bischof:** wendige Bonuspolitik.

schöne Mandate. CVP-Chef und Nationalrat **Christophe Darbellay** zum Beispiel garniert aus insgesamt zwölf Nebenposten, die ihm nach seiner Wahl ins Parlament zufielen, nach eigenem Bekunden 170 000 Franken jährlich.

Die Polparteien scheinen leicht benachteiligt; nicht weil SP und Grüne oder SVP die charakterlich widerstandsfähigeren Vertreter hätten, sondern weil ihnen in der Realität solche Mandate weniger angeboten werden. Wer für FDP, CVP oder BDP politisiert, kann hingegen davon ausgehen, dass er eher für bezahlte Mandate angefragt wird. Der Grund ist einfach: Die Interessengruppen trauen der Mitte eher zu, Brücken zu bauen und Mehrheiten zu beschaffen. Ausnahmen bilden «gemässigte» Sozialdemokraten und konsensorientierte Volksparteiler.

#### Vier Typen der Käuflichkeit

Insgesamt könnte man vier Kategorien von abhängigen Politikern näher bestimmen:

**Der Regionalfürst:** Er ist bestens vernetzt mit dem eher ländlich geprägten Kanton, aus dem er stammt. In der Regel steht der Regionalfürst nicht im Fokus nationaler Medien, umso geräuschloser kann er sein Lokalimperium aufbauen. Stellvertretend sei hier der Luzerner FDP-Nationalrat **Peter Schilliger** genannt, der 2012 für den verstorbenen **Otto Ineichen** nachgerutscht ist und seit seiner Zeit als Kantonspolitiker emsig Ämter sammelt: Spitalrat des Spitalverbundes Lunis Luzern und Nidwalden, Verwaltungsrat Kursaal Casino AG, Stiftungsrat der Spida-Pensionskasse, der Hochschule Luzern und der von Otto Ineichen gegründeten Stiftung Speranza. Schilliger ist dank seinem Sitz im Parlament auch bezahltes Mitglied für Suissetec (Gebäudetechnikverband), für den Verband Effiziente Energie-Erzeugung, für den Schweizerischen Gewerbeverband, den Schweizerischen Arbeitgeberverband, und neuerdings ist er auch Präsident von TCS Waldstätte.

**Die Sozialstaatler:** Sie sorgen dafür, dass die Millionen und Milliarden des Staates weiterhin

in die richtigen Kanäle fließen. Während die Wirtschaft eher darauf dringt, von der Politik in Ruhe gelassen zu werden, ist der Sozialgürtel direkt auf staatliche Zuwendungen angewiesen. Dafür stehen Linkspolitiker im Dutzend zur Verfügung. Exemplarisch sind hier die Solothurner Nationalrätin und Heilpädagogin **Bea Heim** und ihre Interessenbindungen zu nennen, die von der Lehrerschaft, Pro Senectute, Pro Natura, Kleinbauern, Eisenbahnerpersonal (SEV), Staatspersonal, VCS bis zu den Interessengemeinschaften öffentliche Arbeitsplätze und öffentlicher Verkehr reichen. Oder SP-Nationalrätin **Maria Bernasconi**, die als Generalsekretärin des Bundespersonalverbands schaut, dass heute ein Beamter durchschnittlich mehr verdient als ein Banker.

**Der Edelsöldner:** Im Gegensatz zum reinen Massensammler holt er wenige, dafür hochdotierte Mandate. Für diesen Typus steht die St. Galler Ständerätin **Karin Keller-Sutter**, die, obwohl erst seit 2011 gewählt, sich die Pöstchen in der obersten Liga aussuchen durfte. Sie gehört dem Verwaltungsrat der NZZ-Mediengruppe an und dem Vorstand des Schweizerischen Arbeitgeberverbands, dazu präsidiert sie den Schweizer Detaillistenverband (Swiss Retail Federation). Hinzu kommen Verwaltungsratsmandate in gleich drei Vorsorgeeinrichtungen (Bâloise Holding AG, Pensimo Fondsleitung AG und ASGA St. Gallen). Damit kommt die FDP-Politikerin neben ihrem 150 000-Franken-Lohn als Ständerätin auf mehrere 100 000 Franken Zusatzentschädigung. Allein für die Tätigkeit bei der Bâloise dürfte Keller-Sutter rund 240 000 Franken im Jahr kassieren.

**Der Berufspolitiker:** Er ist nur Parlamentarier oder arbeitet für Verbände, Gewerkschaften, Organisationen, die ihr Mandat an die politische Tätigkeit knüpfen. Von der 57-köpfigen SP-Fraktion behauptet sich lediglich die Zürcher Nationalrätin **Jacqueline Badran** als Unternehmerin in der freien Wirtschaft. Alle anderen arbeiten beim Staat, als Juristen, Gewerkschafter, Kommunalpolitiker, für den Sozialgürtel –

oder gar nicht wie der Aargauer **Cédric Wermuth**.

#### Und wen vertreten die Anwälte?

Was die Berufe betrifft, so sind Berater, Inhaber von PR-Agenturen und Rechtsanwälte am undurchsichtigsten. Wer weiss schon, welche wirklichen Interessen der Zürcher Bahnhofstrasse etwa der Anwalt **Beat Walti** von der FDP vertritt? Oder **Doris Fiala** (FDP) und **Gregor Rutz** (SVP), von denen bekannt ist, dass sie bezahlte politische Kampagnen führen oder früher geführt haben? Wann reden sie im Ratsaal in ihrem persönlichen Namen, wann im Namen ihrer Wählerinnen und Wähler und wann gar im Namen jener Firmen und Verbände, die sie hinter dem Schleier des Berufsgeheimnisses direkt bezahlen?

Natürlich kann man das Milizargument ins Feld führen, das etwa so lautet: Die Hälfte der Zeit eines Parlamentariers gehört seinem Amt als Volks- oder Standesvertreter, in der anderen Hälfte ist er frei, im legalen Rahmen das zu tun, was er will, und sich von diesem oder jenem Einflüsterer nach freiem Ermessen bezahlen zu lassen. Doch diese Sicht der Dinge dürfte die Wählerinnen und Wähler zunehmend weniger befriedigen. Wenn beispielsweise der Berner BDP-Ständerat **Werner Luginbühl** neben seinem Ständeratssalar und der Pension als früherer Regierungsrat auch noch als «Leiter Public Affairs» zuständig ist für den PR-Bereich der Schweizerischen Mobiliarversicherung, wissen die Berner nicht mehr so recht, ob er jetzt im Namen des Standes Bern oder in jenem der Mobiliar abstimmt. Gleiches gilt für den Schwyzer SVP-Ständerat und «Relation Manager» **Alex Kuprecht**, der ebenfalls im Sold der Versicherungsbranche steht.

#### Jäger und Sammler Gutzwiller

Der Zürcher FDP-Vorzeigepolitiker **Felix Gutzwiller** durfte – obwohl ausgebildeter Mediziner – schöne Schwergewichtsmandate aus der Finanzwirtschaft des alten Wirtschaftsfreisinns übernehmen, so bei Swiss Re oder bei der Axa-Versicherung. Dass viele Mandate aus dem

Gesundheitsbereich hinzukommen, ist selbstverständlich, so Osiris Therapeutics Inc., Rahn AG, Krankenkasse Sanitas und lange Zeit auch der Pharmafirma Siegfried.

Die Briger CVP-Frau **Viola Amherd** ist eine erfolgreiche Mandatsjägerin von Bergbahnen bis Migros Wallis. **Martin Bäumle** (GLP) haben es Energiemandate angetan und natürlich der Verein «Swiss Innovation Park, dem auch der Zürcher FDP-Nationalrat **Ruedi Noser** angehört. **Heinz Brand** (SVP), bislang nicht als Gesundheitspolitiker aufgefallen, wurde in Nachfolge seines Bündner Parteikollegen **Christoffel Brändli** Präsident des Krankenkassenverbandes Santésuisse.

Die kaum bekannte CVP-Politikerin **Christine Bulliard** ist still und leise Präsidentin der Schweizerischen Lauterkeitskommission der Werbewirtschaft geworden. Ihre Gebirgskantonskollegen **Yannick Buttet** (VS) und **Martin Candinas** bringen es auf vierzehn beziehungsweise fünfzehn Mandate, wobei der Bündner Oberländer Katholik sogar im Stiftungsrat des Evangelischen Alters- und Pflegeheims Ilanz Einsitz nehmen darf.

Ein emsiger Mandätschensammler ist sodann **Ignazio Cassis**; der Tessiner FDP-Arzt tut sich naturgemäss vor allem im Gesundheitsbereich um. Der Basellandschäftler Wirtschaftsförderer **Thomas de Courten** ist auch Geschäftsführer der «Politcom, Agentur für politische Kommunikation und Public Affairs». **Jacqueline Fehr** (SP) wurde unlängst mit einem lukrativen Verwaltungsratssitz der Schweizerischen Mobiliar-Genossenschaft bedacht. Die PR-Frau **Doris Fiala** (FDP) präsidiert aus nicht ganz nachvollziehbaren Gründen den schweizerischen Plastikverband Swiss Plastics.

Die 33 Mandate des umtriebigen Solothurner Stadtpräsidenten **Kurt Fluri** waren schon öfter Gegenstand kritischer Erörterungen. **Sebastian Frehner** (SVP, BS), ein strammer Fürsprecher des Basler Pharmastandorts, hat's nicht nur in den Beirat der Groupe Mutuel geschafft, sondern auch in den Bankrat der Basler Kantonalbank und in den Verwaltungsrat der Bank Coop AG, Basel. Es verwundert, dass die Finma bei einem solchen Interessenkonflikt nicht einschreitet.

#### Von Galladé bis Jositsch

**Chantal Galladé** darf als gemässigte Sozialdemokratin immerhin den Kaufmännischen Verein Winterthur präsidieren, dessen schweizweites Pendant ihr Ex-Freund **Daniel Jositsch** in Händen hält. BDP-Mann **Urs Gasche** vollzieht als Präsident der Bernischen Kraftwerke inklusive Mühleberg mit seiner Partei die Energiewende und präsidiert die Schweizer Salinen AG. **Josias F. Gasser** von den Grünliberalen ist mandatsmässig ein Hansdampf in allen Gassen mit Schwergewicht Energiewirtschaft.

**Lorenz Hess** (BDP), dessen PR-Agentur von Furrer Hugli gekauft worden ist, sitzt im neugebildeten, der Beziehungspflege gewidmeten



**Jacqueline Fehr:** auf einmal die Versicherung.

Beirat der Medizinischen Fakultät der Universität Bern genau wie **Rudolf Joder** (SVP) und **Christian Wasserfallen** (FDP). Die Gesundheitsmandate von **Ruth Humbel** (CVP) lassen sich kaum zählen; fast genauso emsig scheint der Staatsangestellte und Strafrechtsprofessor **Daniel Jositsch** unterwegs.

**Martin Landolt**, ehemals Mitarbeiter der Glarner Kantonalbank, dann tätig bei der Bank Vontobel und nach seiner Wahl in den Nationalrat 2010 bis 2013 politischer Berater der UBS, jetzt im Beirat der Groupe Mutuel und im Verwaltungsrat der Interesta AG, einer Finanzberatungsgesellschaft mit Sitz im liechtensteinischen Balzers. **Lucrezia Meier-Schatz** (CVP) hält lukrative Mandate des CVP-nahen Krankenversicherers CSS, genau wie **Kathy Riklin** (CVP) im Bildungsbereich, etwa als Zürcher Universitätsrätin oder neu als Beirätin der Abteilung für Agronomie an der ETH.

#### Auch die SVP voll dabei

Die Krankenkasse Groupe Mutuel lockt das Parlament mit Beiratssitzen, wobei die Zuwendungen unbekannt sind. Davon profitieren **Roland Borer** (SVP), **Sebastian Frehner** (SVP), **Martin Landolt** (BDP), **Thomas Maier** (GLP), **Bruno Pezzatti** (FDP, ZG), **Daniel Stolz** (FDP), nicht zu vergessen die Ständeräte **Urs Schwaller** (CVP) und **Roland Eberle** (SVP), der für die Groupe Mutuel im Verwaltungsrat als Vizepräsident amtiert. In deren Geschäftsleitung sitzt der zweite Vizepräsident des Nationalrates, **Jürg Stahl** (SVP). Ständerat **Roland Eberle**, der sich als Unternehmer bezeichnet, führt ebenfalls eine Beratungsfirma (Mercanda Consulting). Dabei dürfte der Thurgauer vor allem sich selber im Angebot haben: Seit seiner Wahl summiert sich die Zahl seiner Mandate, darunter befinden sich allein sechs als Verwaltungsrat, wie etwa jenes des Energiekonzerns Axpo.

Der Internet-Versicherungsvergleichsdienst Comparis bezahlt seinen Beiräten gemäss «Beobachter» vom 20. November 2012 pauschal 12 000 Franken pro Jahr für die Teilnahme an wenigstens zwei Sitzungen. Das freut die Beiräte **Ruth Humbel** (CVP), **Toni Bortoluzzi** und **Pierre-François Veillon** (beide SVP), **Alec von**



**Christoph Mörgeli:** ohne Zusatzmandate.

**Graffenried** (Grüne) sowie Ständerat **Joachim Eder** (FDP).

**Toni Brunner** erhielt für seine profilierte Stellung als nationaler SVP-Präsident immerhin das Präsidium des Verbands Stahl-, Metall- und Papier-Recycling. Sind die bürgerlichen Parlamentarier naturgemäss eher mit der Wirtschaft und deren Interessenorganisationen verbandelt, so sind es die Linken mit den Gewerkschaften und vor allem mit den Hilfswerken. Da dort der Staat längst an die Stelle der Privatspenden getreten ist – das Schweizerische Arbeiterhilfswerk generiert so gut wie keine Privatspenden –, sind die Hilfswerke an staatlichen Geldern aufs höchste interessiert. Gute Kontakte zu Parlament und Bundesverwaltung sind für sie darum überlebenswichtig.

#### Kaum Nationalräte ohne Zusatzposten

Naturgemäss haben die Ständeräte durchschnittlich wesentlich mehr Mandate als die Nationalräte. Der neue FDP-Ständerat **Thomas Hefti** aus dem Kanton Glarus gehört zu den Mandatsrekordhaltern, ebenso wie sein Bündner FDP-Kollege **Martin Schmid**. Seit seinem Wechsel in den Ständerat ist es auch um den Solothurner CVP-Mann **Pirmin Bischof** ruhiger geworden. Sein Bonussteuer-Projekt hat er inzwischen klammheimlich beerdigt, was auch mit seinem neuen Mandat zu tun haben dürfte: Bischof gehört seit Mitte 2012 dem Verwaltungsrat des Schindler-Konzerns an, wo man von solchen wirtschaftspopulistischen Schnellschüssen wenig hält.

Völlig ohne Mandat sind nur wenige Nationalräte: **Guillaume Barazzone** (CVP, GE), der Walliser Regierungsrat **Oskar Freysinger** (SVP, VS) und auch *Weltwoche*-Kolumnist **Christoph Mörgeli** (SVP). Letzterer, obwohl irgendein Spassvogel beim Register der Interessenbindungen bei Mörgeli ein Mandat als Präsident von «Profilait, Lindau» angegeben hat. Dies ist gemäss Selbstdeklaration eine Organisation «für eine wettbewerbsfähige schweizerische Milchproduktion». *Weltwoche*-Autor und SVP-Nationalrat **Peter Keller** ist Mitglied im «Komitee Durchgangsbahnhof Luzern». Entschädigung pro Sitzung: Kaffee und Mineralwasser. ○



# Farbige Polit-Nudel

Wer ist die Frau, die jetzt überall im Visier der Journalisten steht? Das bewegte Leben der Christa Markwalder in Fakten und Facetten.



Sie kann es mit allen gut: FDP-Politikerin Markwalder.

**Laufbahn:** Christa Markwalder, Jahrgang 1975, hat einen spektakulären Aufstieg hinter sich. Als Maturandin sammelte sie Unterschriften für die links-grünen Auto-Feinde von «Umverkehr». Mit 24 wurde sie von den Jungfreisinnigen angefragt, ob sie für das Burgdorfer Stadtparlament kandidieren wolle – und wurde prompt gewählt. Mit 27 schaffte sie es in den Grossen Rat des Kantons Bern, wobei sie ihren eigenen Vater, Hans-Rudolf Markwalder, überholte, der damit die Wiederwahl verpasste. Nur ein Jahr später, 2003, zog sie in den Nationalrat ein.

In Bern studierte sie Recht und Ökologie, danach arbeitete sie als Assistentin des umtriebigen Europarechts-Professors Thomas Cottier (Institut für Europa- und Wirtschaftsvölkerrecht der Universität Bern). Er weibelt seit 1995 für einen EU-Beitritt der Schweiz.

Seit 2008 ist sie für die Zurich als Verantwortliche des Bereichs Government and Industry Affairs tätig. Der *Wochenzeitung* gegenüber bezeichnete sie dieses Gefäss 2010 als «unser Thinktank, der regulatorische, ökonomische und gesellschaftliche Entwicklungen zu antizipieren versucht, Analysen erstellt und Strategien entwickelt». Den Vorwurf, es handle sich um einen Lobbyposten, liess sie nicht gelten. «Ich trenne Politik und Arbeit voneinander. Wenn Sie meine Voten oder Vorstösse im Nationalrat nachlesen, werden Sie sehen, dass versiche-

rungsrelevante Fragen in meiner parlamentarischen Tätigkeit eine untergeordnete Rolle spielen.» Das mutet schönfärberisch an. Bei ihrem Fünfzig-Prozent-Zurich-Job scheint es sich um eine reine Lobbyistenstelle zu handeln. Ein Gewährsmann sagt, er habe Markwalder im für sie bestimmten Büro noch nie gesehen.

Auch erscheint unglaublich, dass sie Beruf und Politik so strikte trennt. Bei den Beratungen der Rechtskommission zum neuen Versicherungsgesetz gehörte Markwalder zu den aktivsten. Ihre Anträge seien so perfekt formuliert gewesen, dass von den Experten in der Verwaltung praktisch keine Korrekturen und kein Widerspruch gekommen sei, erklärt ein Parlaments-Insider. «Es war offensichtlich, dass ihre Vorstösse zuvor mindestens dreimal vom Rechtsdienst einer Versicherung geprüft worden sind.»

Einen richtigen Job in der Wirtschaft hatte Markwalder nie. Vielmehr verdankt sie ihre Position bei der Zurich (ihren Lohn wollte sie nie bekanntgeben) ihrem politischen Amt, man kann sie deshalb mit gutem Recht als Berufspolitikerin bezeichnen. Das verbindet sie mit anderen Politjungstars wie Aline Trede, Evi Allemann, Pascale Bruderer oder Cédric Wermuth.

Diese Generation von Jungpolitikern hat gegenüber älteren Politneulingen, die sich zuerst im Beruf ihre Sporen verdient haben, den Vorteil eines telegeneren Aussehens. Fast kein Jahr ist

vergangen ohne eine Markwalder-Homestory, in denen sie ihr Ehe-Idyll im Haus ihrer verstorbenen Grosseltern in Burgdorf inszeniert hat. Nur als es zur Trennung von Ehemann Walter Bär kam, blieben die Türen für die Boulevardpresse verschlossen. Das sei ihre «Privatsphäre» und nicht von «öffentlichem Interesse».

**Wirken im Parlament:** Alle angefragten Personen sagen, Markwalder sei eher ein Leichtgewicht. Das zeige sich auch an der Liste ihrer Vorstösse, die sich um Nebensächlichkeiten drehen, so das Verhältnis zu Kasachstan, die Unterstützung des Europäischen Jahres der Freiwilligentätigkeit, die Stärkung des väterlichen Engagements, der Radioempfang in den Tunnels zwischen Biel und Péry. Immer wieder setzt sie sich für die Vollintegration der Schweiz in die EU ein, als letzte freisinnige oder sogar als letzte bürgerliche Politikerin.

Überhaupt, das Internationale: Immer wieder erwähnt wird ihr Engagement in verschiedenen «Reisegrüpplein», im parlamentarischen Verein Schweiz USA (Präsidentin), in der parlamentarischen Gruppe Schweiz - Ukraine (Co-Präsidentin), im Auslandschweizer-Rat (Mitglied) oder in der Interparlamentarischen Union, einem Unogremium für Parlamentarier aus aller Welt, wo Markwalder dabei ist.

Eine Quelle, die bei einer Reise der Parlamentarier-Gruppe Schweiz - USA dabei war, hat Markwalder «in ihrem Element» erlebt. Sie habe die Apéros, Dinners und Empfänge sowie den Smalltalk mit amerikanischen Politikern und Funktionären sichtlich genossen und alle und alles für irrsinnig wichtig gehalten. Erreicht habe man meistens wenig, was aber auch nicht angestrebt worden sei. Alles wurde bezahlt von der Swiss-American Chamber of Commerce.

**Position in der Partei:** Geliebt wird sie nicht wirklich. Am ehesten geschätzt ist sie bei den eher linksfreisinnig dominierten Sektionen im Welschland und bei den Bernern, wo sie als Stimmenlieferantin gilt. Dass der «Markwalder-Freisinn» der FDP nachhaltige Erfolge beschert, darf aber getrost bezweifelt werden. 2003 hatte die Berner FDP vier Nationalratsmandate, heute hat sie nur noch zwei (der zweite FDPler ist ihr ewiger Rivale Christian Wasserfallen).

**Privatleben:** Markwalder war bis Ende 2009 mit dem 26 Jahre älteren Chirurgen Walter Bär verheiratet. Seither hatte sie offenbar verschiedene kurzlebige Geschichten. Markwalder schmiedet auch im Parlament eifrig private Kontakte. Sie kann es mit allen gut, hat einen Ruf als überaus trinkfeste Feiernudel, organisiert daheim in Burgdorf feuchtfröhliche Poolpartys (für jene, die bei ihrer Wahl unter 35 waren). Zuletzt teilgenommen haben etwa Christophe Darbellay, Andrea Caroni, Pascale Bruderer. Sehr engagiert ist sie auch als Präsidentin der Ski-gruppe der Bundesversammlung. (WW)



Handwerk und Netzwerk: Andreas Hugi und Lorenz Furrer auf Facebook, 2014.

## Beratung

# Das Kaufhaus

**Von Markus Schär** — Setzt sich in der Schweizer Politik durch, wer am meisten Geld aufwenden und die besten Berater einspannen kann? Lassen sich Gesetze kaufen? Die Fragen gehen an die beiden Shootingstars der Branche, den Zürcher Andreas Hugi und den Berner Lorenz Furrer.

Oben, im sechsten Stock unter den Dachbalken, sehen die Chefs auf die Kuppel des Bundeshauses. Unten, auf der Milchglastür neben dem Lebensmittelgeschäft von Loeb in den Berner Lauben, stehen die Namen von zwanzig Firmen und Organisationen, von Alliance Patrimoine bis zu Swiss Police ICT und vom Schweizerischen Ingenieur- und Architektenverein bis zu République et canton de Genève. Alle diese feinen Adressen gehören zum Reich der beiden Chefs im obersten Stock: «Furrer, Hugi & Partner AG».

Der Hausherr grinst, als er dem Besucher die Aussicht zeigt: «Sehen Sie, wir haben einen direkten Draht zum Bundeshaus.» Tatsächlich liesse sich hinüber zur Kuppel mit dem Schweizerkreuz eine Schnur für ein Postseilbahnchen spannen. Aber solches Kinderzeug brauchen Lorenz Furrer und Andreas Hugi nicht. Dank ihrem Netzwerk, an dem sie seit neun Jahren zusammen weben, gelten sie als die erfolgreichsten Lobbyisten in Bundesbern. Also auch als Experten für die Frage: Lässt sich

die Schweizer Politik kaufen? (Die Antwort – so viel sei gleich verraten – heisst: Nein. Oder zumindest: nicht mit Schmiergeld-Couverts und auch nicht mit Kampagnen-Millionen. Das Honorar für gewiefte Lobbyisten dagegen könnte sich lohnen.)

### Konzepte statt Apéros

Aber von vorne: Furrer und Hugi fanden 2006 zusammen, 2014 stiegen sie unter den Schweizer PR-Agenturen auf den zweiten Platz auf, mit offiziell 26 Mitarbeitenden (im Jahreschnitt) und einem Honorarertrag von sieben Millionen nur noch hinter dem 1951 gegründeten Dinosaurier der Branche, Farner Consulting. Was machen Furrer Hugi, jetzt schon mit mehr als 40 Mitarbeitenden, besser als die Konkurrenz?

«Wir setzten von Anfang an auf Public Affairs», sagt Andreas Hugi, also darauf, die Entscheide von Regierungen, Parlamenten und Verwaltungen zu beeinflussen. Die Agentur mache politische Kommunikation, die in der

Schweiz mit ihrem zunehmend professionalisierten Politikbetrieb immer wichtiger werde. Und dies als Handwerk, das nicht auf unverbindliches «Aperölen», sondern auf durchdachte Konzepte und Tools setze. «Wir nennen uns Lobbyisten, und wir schämen uns nicht dafür.» Gilt das auch für die Zeiten, als das Lobbying als unanständig galt? «Es ist immer noch unanständig.»

Für den Erfolg brachten die beiden Eigentümer die besten Voraussetzungen mit, als sie vor neun Jahren ihre Agentur gründeten. Andreas Hugi, 44, stieg nach dem Germanistikstudium als Fraktionssekretär und Wahlkampfleiter der FDP des Kantons Zürich ein. Er sammelte weitere Erfahrungen als persönlicher Mitarbeiter des Zürcher Volkswirtschaftsdirektors Ruedi Jeker (FDP). Und er pflegt das Milizsystem als Major und als Schulpräsident in Zumikon an der Goldküste, wo er mit Frau und vier Buben wohnt. Lorenz Furrer, 47, liebt das Netzwerken seit je: «Ich kümmerte mich schon als Kind lieber um meine Freunde als um das Trompeten-

spielen.» Er sorgte nach dem Geschichtsstudium für die Kommunikation von Finanzminister Kaspar Villiger (FDP). Er legte sich gemäss *Handelszeitung* einen Ruf als «Berns grösster Charmer» zu. Und er heiratete die Warenhaus-Erbin Nicole Loeb, deren Vater für die FDP im Nationalrat sass.

Die Kombination von Kommunikationsmann und Netzwerker und vor allem die Achse zwischen Zürich und Bern führten zum rasanten Aufstieg, meinen die beiden Polithändler. «Die PR-Agenturen sitzen zumeist in Zürich», sagt Andreas Hugi, «sie fassen in Bern nur schwer Fuss.» Furrer und Hugi verdanken ihren Erfolg denn auch einem Mann, der sich in beiden Biotopen geschmeidig bewegt: dem Zürcher Software-Unternehmer und FDP-Nationalrat Ruedi Noser. Er brachte die beiden Vertrauten zusammen. Und er gab ihnen Mandate, von der Geschäftsführung der ICT-Lobbygruppe E-Power bis hin zu seinem Ständeratswahlkampf. Dass ihr Höhenflug nur auf der Standleitung zum umtriebigen Zürcher Freisinnigen beruhe, tun die Lobbyisten aber als Legende ab: «Ruedi Noser käme gar nicht mehr zum Arbeiten, wenn er uns alle Mandate zuhalten müsste.»

### «Geniale» Akquisitionsstrategie

Handwerk und Netzwerk, je zu fünfzig Prozent, machten den Erfolg aus, beteuern die beiden Chefs. Für das Handwerk nutzen sie selbstentwickelte Werkzeuge, vor allem das Politoscope: Für den Bund, die 26 Kantone und die 30 grössten Gemeinden erfassen Studierende sämtliche parlamentarischen Vorstösse. So lässt sich die Politlandschaft beobachten, also beispielsweise erkennen, dass eine Partei an einem Positionspapier arbeitet, bevor sie die Öffentlichkeit sucht. Die Konkurrenz belächelt die Ergebnisse, die Furrer und Hugi ihren Kunden liefern, anerkennt aber die «geniale» Akquisitionsstrategie, mit der die beiden Agenturchefs zu ihren Mandaten kommen.

Das Tagewerk machen die Mitarbeitenden; die Chefs lassen gelten, dass sie die Branche vor allem als Türöffner sieht. «Wir müssen Leute anstellen, die gescheiter sind als wir», sagt Lorenz Furrer, und was wie ein Scherz tönt, meint er im Ernst. Der Erfolg komme auch daher, dass die Mitarbeitenden nicht den Chefs zudienen wie in anderen Agenturen, sondern die Verantwortung für ihre Mandate übernehmen.

Die Firma wuchs gerade deshalb so schnell, weil sie auf dem Platz Bern wie ein Magnet kleinere Konkurrenten mit ihrem Kundenstamm anzog. So Michael Gehrken, bis vor einem Jahr Direktor des Nutzfahrzeugverbands Astag und zuvor im Bundesamt für Verkehr; Claudine Esseiva, nebenbei immer noch Generalsekretärin der FDP-Frauen Schweiz; Cédric Alber, vorher Kabinettschef des Genfer FDP-Regierungsrats Pierre Maudet; Dominique Martin, ehemaliger Referent von Aussenministerin Micheline Cal-

my-Rey (SP) und Head Governmental Affairs von Credit Suisse; und vor allem im letzten Herbst die eingessene Agentur Stoll, Hess und Partner. Martin Stoll brachte als früherer Informationschef des Bundesamtes für Landwirtschaft Mandate für Brot und Zucker mit, Lorenz Hess sitzt für die BDP im Nationalrat.

### Der Schlüssel zu Bern

Wächst da ein Krake heran, der mit seinen wuchernden Tentakeln in Regierungen, Parlamente und Verwaltung greift, als politisch-industriell-bürokratischer Komplex? Erst bei Furrer Hugi habe sie erlebt, «wie das Spiel wirklich läuft», erzählte im Branchenmagazin *Persönlich* Verena Vonarburg, zuvor Journalistin für *Tages-Anzeiger* und Radio SRF, jetzt Direktorin des Verbandes Schweizer Medien: «Nach zwanzig Jahren im Journalismus kam ich in diesen zweieinhalb Jahren in der Agen-

---

### «Wir müssen Leute anstellen, die gescheiter sind als wir.»

---

tur richtiggehend auf die Welt.» Vor allem verblüffte sie, wie die Verwaltung ganz konkret Politik betreibe, also selber lobbyiere: «Zu sehen, wie sie mitunter sogar gegen den eigenen Bundesrat im Parlament Einfluss nimmt, das war schon sehr lehrreich, aber, offen gesagt, auch ernüchternd.»

Die Missgunst der Konkurrenz, aber zunehmend auch den Argwohn der Politik erweckt vor allem, dass Furrer und Hugi nicht nur an Apéros, bei Präsentationen und in der Wandelhalle an ihrem Netz weben, sondern auch im eigenen Haus – das allerdings, wie sie betonen, nicht Loeb, sondern den Helvetia-Versicherungen gehört. Im dritten Stock zeigen sie dem Gast den «Clé de Berne» («Der «Schlüssel zu Bern» ist für uns eine Metapher, die eine unserer zentralen Leistungen umschreibt»), ein gediegen-schlichtes Lokal mit nur vier Tischen. Das Publikum des Privatklubs ist vom Feinsten: Hier trifft sich tout Berne, von SRG-Generaldirektor Roger de Weck über SBB-Präsident Ulrich Gygi bis hin zu Starchirurg Thierry Carrel, mit Politikern aus allen Parteien. Für 250 Franken Mitgliedbeitrag – 100 Franken für Parlamentarier, die nur während der Sessionen kommen – können die Prominenten im exklusiven Klub speisen, aber auch die Sitzungsräume nutzen und sich an den vierteljährlichen Netzwerkanlässen treffen. Da liessen Furrer und Hugi auch schon The Ambassadors aufspielen, die Rockband des schwedischen Botschafters Per Thöresson.

So ökumenisch wie bei seinem Freundeskreis zeigt sich Pfarrerssohn Lorenz Furrer auch bei den Auftraggebern. Zwar weisen die beiden Chefs auf ihren «liberalen Kompass» hin; sie arbeiten denn auch ehrenamtlich für Succé-

suisse, die (natürlich) von Ruedi Noser zusammen mit Nationalrat Gerhard Pfister (CVP) angeregte Kampagne, die für die Vorzüge des Werkplatzes Schweiz werben soll. Aber daneben finden sich unter ihren Mandanten die SRG und Google Switzerland, das Bundesamt für Umwelt und der Rohstoffriesen Glencore, die Ärztevereinigung FMH, die Wiedergutmachungsinitiative für Verdingkinder und der Verband Schweizerischer Vermögensverwalter. Sogar die Schweizerische Konferenz für Sozialhilfe (Skos), die tatsächlich die besten Kommunikationsberater braucht. «Wir entwickeln manchmal einen sportlichen Ehrgeiz», witzelt Lorenz Furrer – auch die grüne Skos-Chefin Theres Frösch zählt zu seinem Freundeskreis.

Nochmals: Lässt sich die Schweizer Politik kaufen? Hebelt am erfolgreichsten an der Gesetzgebungsmaschine, wer das grösste Geld aufwenden und die besten Berater einspannen kann – zumal wenn diese selber in der Politik mittun, wie Lorenz Hess, der als BDP-Nationalrat die Mehrheiten mischelt, oder wie Claudine Esseiva, die für die FDP Bern in den Ständerat strebt? Die beiden Wandelhallenstars widersprechen: Den Grossbanken oder den Stromversorgern nützten auch Millionen für Lobbyisten, Sponsoring und Apéros nichts.

«Wichtig ist die Transparenz», betont Andreas Hugi, der auch den Bund der Public-Relations-Agenturen der Schweiz (BPRA) führt. Im Register lässt sich nachschauen, in welchen Verwaltungs-, Stiftungs- oder Beiräten die Parlamentarier sitzen; diese Interessenbindungen müssen sie in Voten offenlegen. Und auch die Lobbyisten geben bekannt, für wen sie arbeiten – anders als die Anwälte oder die Treuhänder, von denen es im Parlament wimmelt.

### «Parlamentarier, die kein Telefon haben»

Die Transparenz hält Andreas Hugi denn auch für das einzige relevante Thema im aktuellen Fall von FDP-Nationalrätin Christa Markwalder, die eine von einer kasachischen Partei gekaufte Interpellation einreichte. «Wo ist eigentlich die Story?», frage er sich sonst. Zwischen Parlamentariern und Lobbyisten dürften – im rechtmässigen Rahmen! – Informationen fließen. Und mit einem Fragenkatalog lasse sich ja nichts bewegen: «Interpellationen sind für Parlamentarier, die kein eigenes Telefon haben.» Ein schwerer Fehler wäre es indes, wenn die Lobbyistin der mit ihr befreundeten Nationalrätin tatsächlich nicht gesagt hätte, wer den Auftrag für den Vorstoss gab. «Das», so Furrer, «wäre bei uns ein Kündigungsgrund.»

Die beiden Lobbyisten beeilen sich aber gleich, für die angeschlagene Vizepräsidentin des Nationalrats ein gutes Wort einzulegen. «Eine der fundiertesten Politikerinnen, ein Topshot in der Aussenpolitik mit einem exzellenten Beziehungsnetz», preisen sie Christa Markwalder. Klar, auch sie gehört zum Freundeskreis des grossen Hauses. ○

## Zum Nulltarif

Von Henryk M. Broder — Die Milchmädchenrechnung zur Rettung Griechenlands.



**K**aum hatte Bundesfinanzminister Schäuble am vergangenen Wochenende vor einer Staatspleite Griechenlands gewarnt und dabei auf historische Parallelen hin-

gewiesen – «Erfahrungen anderswo auf der Welt haben gezeigt: Ein Land kann plötzlich in die Zahlungsunfähigkeit rutschen» – da meldete sich *Focus* online zu Wort und unterbreitete einen Vorschlag, wie den Griechen geholfen werden könnte: «Entschuldung leicht gemacht». Jeder Bundesbürger – Arbeitslose, Kinder, Rentner und Sozialhilfeempfänger mitgerechnet – müsste nur «knapp 4000 Euro zahlen, um Athen von allen Schulden zu befreien – also etwas mehr als das durchschnittliche Bruttomonatsgehalt».

Früher hätte man so etwas eine Milchmädchenrechnung genannt. Da es heute keine Milchmädchen mehr gibt, muss man davon ausgehen, dass es sich um die Expertise eines Ökonomen handelt, der an einer Hütchenspielerakademie im Kosovo studiert hat. Zum einen sagt das «durchschnittliche Bruttomonatsgehalt» wenig über die Verteilung der Einkommen aus. «Im Durchschnitt» sind der Chef des VW-Konzerns und der Pförtner, der ihn jeden Morgen begrüsst, beide Millionäre. Entscheidend ist das mittlere Einkommen, das anders berechnet wird und unter dem durchschnittlichen Einkommen liegt. Zum anderen ist nur etwa die Hälfte der Bevölkerung erwerbstätig, im März 2015 waren es 42,5 Millionen «Personen mit Wohnort in Deutschland».

Wenn man zudem bedenkt, dass eine Kassiererin bei Aldi oder Lidl etwa 1000 bis 1200 Euro monatlich ausbezahlt bekommt, bleibt von der *Focus*-Rechnung zur Rettung Griechenlands nicht einmal ein Gläschen Ouzo übrig. Diese Art der sträflichen Ahnungslosigkeit ist weit verbreitet. Der Präsident des Europa-Parlaments, der deutsche Sozialdemokrat Martin Schulz, behauptet, «wir würden Griechenland zum Nulltarif» retten, es sei bisher «noch kein Euro geflossen», was erstens nicht stimmt und zweitens völlig ausser Acht lässt, dass die Bundesrepublik im Zuge der Euro-Rettung Garantien für über 700 Milliarden Euro geleistet hat – bei einem Bundeshaushalt von fast 300 Milliarden. Und das bedeutet: Im Ernstfall könnte Deutschland noch schneller als Griechenland in die Zahlungsunfähigkeit rutschen.

## Teurer Köder

Von Silvio Borner — Statt sich dem Wettbewerb zu stellen, will sich die SRG mit Zwangsgebühren absichern. Dabei deutet alles auf ein Ende von staatlichen Monopolen in den digitalen Medien hin.

**W**ir alle kennen die Volksweisheit, das Pferd nicht am Schwanz aufzuzäumen. Aber genau das haben Bundesrat und Parlament im Sinn, und sie werden dabei von der SP und der CVP unterstützt. Die ohnehin überholte und durch eine Initiative bedrohte Billag-Gebühr für alle Besitzer von TV- und Radiogeräten soll durch eine zweckgebundene Kopfsteuer bei allen Haushalten abgelöst werden. Zusätzlich sollen auch nichtstimmberichtigte Unternehmen ab einer gewissen Grösse zur Kasse gezwungen werden. Kirchensteuern zahlen sie ja schon. Wenn der Bundesrat sich über Vogelfänger-Initiativen ärgert, so erklimmt er mit dieser Vorlage einen Höhepunkt an Perfidität. Die Steuer soll «nur» noch 400 Franken betragen, statt wie heute die Gebühr von 462 Franken. Dieser Köder könnte uns alle jedoch teuer zu stehen kommen, weil wir der Steuer nicht mehr ausweichen können und deren Höhe gleichzeitig an den Bundesrat delegiert würde.

Statt vorgängig abzuklären, aus welchen technischen oder politischen Gründen wir heutzutage überhaupt noch staatliche Sender brauchen und welche Aufgaben sie zu erfüllen hätten, spülen wir diesem SRG-Monster einfach jährlich gut 1,2 Milliarden Franken in die Kasse. Erst später überlegen wir uns dann, was damit gemacht wird. Bei der Einführung von Radio und Fernsehen gab es noch Argumente für ein Monopol, weil vor allem ein flächendeckendes Netz aufgebaut werden musste, was hohe versunkene Kosten verursachte. Doch schon damals hätte eine Regulierung anstatt eines Staatsmonopols wie in den USA die Innovation und die Informationsvielfalt durch Wettbewerb beschleunigen können.

### So viel Service public wie nötig

In keinem anderen Bereich hat der technische Fortschritt so schnell und so radikal die Welt verändert wie in der Kommunikation. Die Digitalisierung hat alle Unterschiede zwischen der Ton-, Bild- oder Datenübertragung aufgehoben, aber auch die Zweidirektionalität des Telefons ins Internet getragen. Zudem sind mehrere Parallelnetze entstanden, so dass man Radio und TV-Produkte über terrestrische Antennen, das Telefonkabel oder Cablecom, aber auch via Mobilfunk oder Satelliten beziehen kann. Dabei kann man mittlerweile zwischen

mehr als tausend Sendern auswählen, weil die Eintrittsbarrieren gewaltig gesunken sind. Gerade für News, Wetter und alle anderen Tagesaktualitäten sind wir Konsumenten völlig unabhängig von den fixen Programmen der klassischen Radio- und TV-Sender geworden. Die besten Überlebenschancen haben spezialisierte Kanäle, die sich auf Kultur, Nachrichten, Dokumentar-, Natur- oder Spielfilme konzentrieren.

Aber gerade hier haben sich neue Online-Anbieter wie Netflix oder Wetterstationen bewegt. Internetanbieter brauchen keine eigenen Kanäle oder Netze mehr, sondern können zwischen verschiedenen auswählen. Gleichzeitig ermöglichen sie auch eine gezielte und verursachergerechte Anwendung von Benutzer-Abos. Alles deutet also auf ein absehbares Ende von staatlichen Monopolen im digitalen Zeitalter hin. Wettbewerb ist praktisch überall möglich, wenn er nicht durch den Staat abgewürgt wird.

Das haben natürlich auch die SRG-Bosse und ihre politischen Steigbügelhalter mitbekommen. Statt sich den neuen Technologien anzupassen und dem Wettbewerb zu stellen, wollen sie ihr bequemes Monopoldasein finanziell auf alle Zeiten absichern. Um den Schein von Wettbewerb zu wahren, ihn aber ja nicht aufkommen zu lassen, überlassen sie dabei den

privaten Mini-Konkurrenten ein paar Brosamen vom reich gedeckten Gebührentisch.

Was wäre zu tun? Erstens ist am 14. Juni die Billag-Vorlage bachab zu schicken. Dann könnte man sich überlegen, wie ein minimaler staatlicher Service public aussehen müsste und wie man den garantieren könnte, sei es durch die SRG, durch Ausschreibungen von Inhalten oder durch private Sender mit Auflagen. Dieses Minimalprogramm könnte man durch Steuern finanzieren, aber konsequent ohne Werbung betreiben. Jeder Sender hätte so die Wahl, entweder Gebühren zu erhalten und gewisse öffentliche Aufgaben zu übernehmen, oder aber innerhalb eines allgemein verbindlichen Regulierungsrahmens frei zu bleiben und sich allein durch Werbeeinnahmen zu finanzieren. Die SRG verzerrt nicht nur den Wettbewerb in den Medienmärkten durch Quersubventionierung von Internetangeboten, sondern auch den Werbemarkt. Die Werbeeinnahmen sind für die SRG sozusagen das Trinkgeld auf den Gebühreneinnahmen.



# Die EU kann den «Brexit» verhindern

Von Hansrudolf Kamer — Camerons Wahlsieg und die Aussicht auf eine Volksabstimmung eröffnen der EU eine Chance, überfällige Reformen anzupacken. Die Widerstände sind allerdings beträchtlich.



**K**aum hat David Cameron die Wahlen gewonnen, melden sich die Bedenkenträger zurück. Die Warnungen lauten dramatisch: Das Vereinigte Königreich zerfalle, der Austritt aus der EU sei so gut wie

sicher und schwäche alle Beteiligten, die Wahlversprechen seien nicht finanzierbar. Es ist dieser Tage nicht leicht, Prophet zu sein.

Dabei hat Cameron die Wahllandschaft richtig gelesen und mit einem energischen Endspurt die Kastanien aus dem Feuer geholt. Das betrifft ebenso den schottischen wie den europäischen Aspekt. Der Triumph der Nationalisten nördlich des Hadrianswall schwächte Labour und verunmöglichte einen Sieg Ed Milibands im Vereinigten Königreich. Das Versprechen auf ein EU-Referendum grub der United Kingdom Independence Party das Wasser ab. Das stoppte den Aderlass der Tories und ebnete den Weg zum Sieg.

Das EU-Referendum steht nun auf dem Programm. Doch bemerkenswert ist, dass die Europafrage im Wahlkampf kaum eine Rolle spielte. Die Wirtschaft war wichtiger. Wirtschaftliche Argumente werden auch im Europa-Abstimmungskampf wohl mehr ins Gewicht fallen als andere.

Doch ist das Beispiel Schottland auch politisch instruktiv: Wahlen und Abstimmungen sind nicht das Gleiche. Die Unionisten hatten letzten September beim schottischen Unabhängigkeitsreferendum mit 55 gegen 45 Prozent der Stimmen und hoher Beteiligung klar gewonnen – auch damals übrigens entgegen dem Trend vieler Meinungsumfragen.

Bei den Unterhauswahlen errangen nun die schottischen Nationalisten 56 der 59 Sitze gegen durchwegs flügellahme Gegner. Ein schöner Erfolg, aber ihren Stimmenanteil konnten sie nur unwesentlich erhöhen. Der Stimmenblock der Sezessionsgegner ist kaum schwächer geworden. Das Wahlergebnis sagt wenig aus über den schottischen Unabhängigkeitswillen. Und eine neue Volksabstimmung über Schottland hat Cameron bereits verworfen.

Die Verknüpfung der schottischen mit der europäischen Frage funktioniert insofern, als Cameron proeuropäische schottische Stimmen für seine EU-Kampagne nutzen und damit

zwei Fliegen auf einen Schlag treffen kann. Die Nationalisten dagegen sind in der Zwickmühle. Sie brauchen Europa für ein unabhängiges Schottland und können im EU-Abstimmungskampf kaum offen gegen Cameron agieren.

## Jean-Claude Junckers «fair deal»

Der Kampf um die EU-Mitgliedschaft wird die Parteifronten durcheinanderwirbeln. Gegner und Befürworter gibt es in fast allen Lagern – wie 1975, als der damalige Labour-Premierminister Harold Wilson auf viel Unterstützung von den Konservativen zählen konnte. Damals stimmten 67 Prozent für die Fortführung der Mitgliedschaft in der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft.

Für die Europäische Union bietet das britische Referendum eine Chance. Die Forderungen Camerons nach einer weniger zentralistischen und bürokratischen EU sind Anliegen, die Brüssel und die andern Mitgliedstaaten mit Handkuss aufnehmen müssten. Die EU muss in der Tat flexibler und wettbewerbsfähiger werden, wenn sie global mithalten und aus der Sackgasse herausfinden will.

Ausgerechnet der Präsident der EU-Kommission, Jean-Claude Juncker, scheint dies begriffen zu haben. Cameron hatte erfolglos versucht, die Ernennung Junckers zu verhindern. Nun erklärt sich der Luxemburger bereit, die

britischen Vorschläge entgegenzunehmen und einen «fair deal» auszuhandeln. Das ist fast zu schön, um wahr zu sein.

Denn die Kräfte des Beharrens sind stark. Deutschland hat zwar mehrmals Interesse signalisiert, mit gezielten Konzessionen – nicht aber mit der Preisgabe von EU-Grundprinzipien wie der Personenfreizügigkeit – die Briten in der EU zu halten. Gleichzeitig will aber Berlin eine grundlegende Revision der EU-Verträge vermeiden, die Volksabstimmungen notwendig machen würde. Diese Büchse der Pandora will Bundeskanzlerin Merkel nicht öffnen. Das ist ein Thema für später.

Ausserdem ist Frankreich kaum bereit, auf britische Wünsche einzugehen. Obwohl wirtschaftlich angeschlagen, will es die EU weiterhin möglichst nach eigenen, nichtliberalen Vorstellungen modellieren. Zudem könnte das britische Referendum den französischen Präsidentenwahlen und den deutschen Bundestagswahlen in die Quere kommen, die auch im Jahr 2017 stattfinden.

Mit seinem Wahlsieg hat sich «Cam», wie der Ungeliebte nun liebevoll genannt wird, ins Geschichtsbuch eingetragen: der erste wirkliche Tory-Sieg seit der Ära Tony Blair. Cameron könnte das EU-Referendum vorverlegen, wenn die andern Europäer mitspielen und ihm eine Plattform geben, auf der er für die fortwährende Mitgliedschaft argumentieren kann.

Es liegt an Europa, den «Brexit» zu verhindern. Der Euro taumelt. Die Lage an den Aussengrenzen im Süden und Osten ist prekär. Der europaweite Wirtschaftsaufschwung bleibt aus. Britannien ist nicht Griechenland. Es wäre für die EU ein harter Schlag, wenn sich das Königreich verabschieden würde.



Britannien ist nicht Griechenland: wiedergewählter Premier Cameron.

## Berner Platte ohne Fleisch

Von Christoph Mörgeli

Laut *Sonntagsblick* hat der Zürcher FDP-Nationalrat und Ständeratskandidat Ruedi Noser unlängst in einem Restaurant der Bundesstadt eine «Berner Platte» bestellt. Unter einer Berner Platte versteht man gemeinhin einen kalorienreichen, ja üppigen Hauptgang in der kühleren Jahreszeit. Den Hauptbestandteil bilden Rindfleisch, Speck, Zunge, Wurst und Gnagi. Berner Fleisch. Alles Übrige ist Beilage.

Doch Ruedi Noser orderte ausdrücklich eine «Berner Platte ohne Fleisch». Und beugte sich anschliessend zufrieden über je ein Häufchen Salzkartoffeln und Sauerkraut. Aus schwer wurde leicht. Aus Fleisch wurde Vegi. Aus out wurde trendy. Berner Platte ohne Fleisch. Diese ungewöhnliche Menü-Variante ist das exakte Abbild des FDP-Politikers. Noser zelebriert gegen aussen alle Eigenschaften einer Berner Platte: gut bürgerlich, währschaft, traditionell. Wesentlich leiser und für die Allgemeinheit kaum hörbar folgt dann aber mit betrüblicher Regelmässigkeit der Nachsatz: «Aber bitte ohne Fleisch». Das Wesentliche, die Hauptsache soll man bitte weglassen.

Ruedi Noser spricht mit Inbrunst von der Bedeutung der bilateralen Verträge. Um sich gegenüber der Neuen Europäischen Bewegung schriftlich für den EU-Beitritt zu verpflichten. Ruedi Noser steht gemäss Eigenwerbung für einen starken Finanzplatz ein. Um sich gleichzeitig für den automatischen Informationsaustausch im Inland als «wählbare Option» und gegen die Volksinitiative zur Wahrung der finanziellen Privatsphäre auszusprechen. Ruedi Noser gibt sich als Verteidiger des Schweizer Werkplatzes. Um diesen als Befürworter der Energiewende zu ruinieren. Ruedi Noser ist für eine liberale Wirtschaftsordnung. Um mit seinem «Innovationspark» ein gigantisches staatlich-privates Mischprojekt zu bauen. Ruedi Noser ist für den bürgerlichen Schulterchluss. Um gleichzeitig im Unterstützungskomitee für SP-Regierungsrat Mario Fehr Einsitz zu nehmen.

Ruedi Noser reiste 2013 im Gefolge von Bundesrat Schneider-Ammann nach Kasachstan. Die Lobby-Agentur Burson-Marsteller hat für «Kontakte mit Nationalrat Ruedi Noser» 6000 Franken an Kasachstan verrechnet. Gegenwärtig wird aber nur Christa Markwalder zu Gehacktem ohne Hörnli gemacht. Ruedi Noser bleibt unbehelligt. Denn an seiner Berner Platte ist bekanntlich kein Fleisch am Knochen.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

## Wer sieht sich bei Filippo wieder?

Von Peter Bodenmann — Stadtzürcher brauchen nicht mehr als 22 000 sich selbst steuernde Autos.



Halber Sponti: Verkehrspolitiker Leutenegger.

In jungen Jahren war Filippo Leutenegger ein Halbwegslinker Sponti, der gegen Atomkraftwerke auf die Strasse ging. Ein halber Sponti blieb er sein Leben lang. Und das Problem der Atomkraftwerke löst an seiner Stelle jetzt der technische Fortschritt. Im wenig sonnigen Deutschland verdient man heute mit Freiflächenanlagen Geld, obwohl der Staat nurmehr zehn Rappen pro Kilowattstunde bezahlt. Das Hochspannungsnetz der Schweiz müssen wir – auch wenn der Solarstrom 2025 einen Viertel der Produktion ausmacht – nur marginal ausbauen. Und Elon Musk bringt bereits nächstes Jahr kostengünstige dezentrale Stromspeicher auf den Markt, die für drei Rappen pro Kilowattstunde aus Flatterstrom stabilen Konservenstrom machen. Wer keine Atombomben bauen will, braucht keine Atomkraftwerke mehr. Schlicht und einfach, weil sie zu teuer sind.

Filippo Leutenegger ist in Zürich neu für den Verkehr zuständig. Für den öffentlichen wie den privaten. Lissabon hat etwas mehr Einwohner als Zürich. In beiden Metropolen sind pro tausend Einwohner vergleichbar viele Autos zugelassen, vergleichbar viele Pendler mit dem Auto unterwegs.

Im Gegensatz zu Zürich hat Lissabon durch das International Transport Forum der OECD abklären lassen, was die Umstellung des heutigen Verkehrs auf sich selbst steuernde Fahrzeuge bringen würde.

Die Resultate: Wenn Lissabon radikal umsteigt, braucht es nurmehr einen Zehntel so viel Autos für seine Bewohner. Und nurmehr 35 Prozent so viel fahrbare Untersätze für die Pendler. 1,5 Millionen Quadratmeter Parkflächen würden frei. Für Grünflächen und neue Wohnungen. Selbst für Forscher von Daimler-Benz, die natürlich etwas vorsichtig sein müssen, erhöhen sich parallel dazu die Kapazitäten des bestehenden Strassennetzes. In der Stadt um vierzig Prozent, auf den Autobahnen um achtzig Prozent.

Warum gibt es nicht längst eine entsprechende Studie für Zürich? Warum hinkt Zürich Lissabon, das weiss Gott andere Sorgen hat, hinterher? Warum schläft Filippo? Der Grund ist einfach: Die Grünen sind in Sachen Mobilität und Ökologie so beweglich wie die Sozialdemokraten. Statt neue Themen zu besetzen, jagte der inzwischen abgewählte Regierungsrat Martin Graf den Mucki-«Carlos» durch das Unterholz. Und will als Nationalrat nach Bern.

Die letzte Hoffnung ruht auf dem Zürcher Gewerbe. Zürich als Stadt der selbstgesteuerten Autos würde als urbanes Einkaufszentrum ohne Parkplatzsorgen alle vor seinen Toren dahinschleichenden Einkaufszentren vom Markt fegen. Vielleicht sehen sich die Ladenbesitzer nächstens bei Filippo wieder.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

## «Ich verspreche es Ihnen»

Von Kurt W. Zimmermann — Hier der Wortlaut einer Rede, die Roger de Weck dringend halten müsste.

Am 14. Juni stimmt die Schweiz über das Radio- und TV-Gesetz ab. SRG-Chef Roger de Weck führt eine heftige Pro-Kampagne. Doch oft setzt er sich herablassend aufs hohe Ross und riskiert so eine Niederlage. Ich habe de Weck eine Rede verfasst, mit der er die Abstimmung gewinnen würde:

«Liebe Mitbürger, *chers compatriotes*

In den letzten Wochen ist es mir klargeworden. Bei der Abstimmung vom 14. Juni geht es nicht, wie wir erst glaubten, um ein neues Gebührenmodell. Es geht um die Zukunft der SRG und des Service public.

Diese Diskussion müssen wir führen. Wir müssen sie selbstkritischer führen, als wir das bisher getan haben. Auch ich habe geglaubt, wir von der SRG seien eine Art Nationalheiligtum. Wir hielten uns für unantastbar. Wir wurden arrogant.

Wir haben darum Fehler gemacht. Wir sind masslos geworden. Ich glaube heute nicht mehr, dass wir 24 TV- und Radiosender betreiben müssen. Das ist Verschwendung von Steuergeldern. Ich glaube, dass in der Deutsch- und der Westschweiz je zwei Fernseh- und zwei Radiokanäle genügen. Im Tessin sollten wir uns auf einen TV-Kanal und zwei Radiokanäle beschränken.

Den grössten Teil der anderen Sender, von SRF Info bis Radio Virus, können wir ersatzlos streichen. Sie sind nicht nötig für den Service public. Denn der Service public muss eine Grundversorgung sicherstellen, nicht eine Luxusversorgung. Ich verspreche Ihnen einen Kulturwandel. Die SRG wird vom Koloss wieder zum Freund werden.

Wir haben auch beim Programm Fehler gemacht. Wir haben uns zu sehr in die Unterhaltung abtreiben lassen. Allein im Fernsehen geben wir heute für Sport und Entertainment jährlich 450 Millionen aus. Wir unterscheiden uns dadurch viel zu wenig von kommerziellen TV-Sendern. Konfektionierte Shows wie «Die grössten Schweizer Talente» wollen wir künftig den Privatsendern überlassen.

Ich gestehe, dass ich in diesem Punkt zu sorglos war. Ich habe unterschätzt, dass bei der SRG echte Werte wie Glaubwürdigkeit und Seriosität viel wichtiger sind als die Gier nach Einschaltquoten. Service public wird nicht am Marktanteil gemessen.

Ich verspreche Ihnen eine Kurskorrektur. Unsere künftige Kernkompetenz muss qualitativ hochstehende Information sein und nicht wohlfeiles Amusement.



*Seriosität, Effizienz:* SRG-Direktor De Weck.

Wir müssen uns auf unsere Wurzeln zurückbesinnen – zurück zu einer schlanken SRG der hochklassigen Information. Damit erweisen wir unserer Demokratie den wichtigsten Dienst. Wir müssen die öffentliche Debatte fördern, nicht die private Belustigung.

Echter Service public ist politisch, nicht populistisch. Das ist die Leitlinie unseres künftigen, konzentrierten Programms. Wir werden dieses Programm zu tieferen Kosten realisieren können. Ich schätze, dass wir mit unserer Rückbesinnung auf unsere Kernkompetenzen rund 350 Millionen Franken pro Jahr einsparen können. Ich verspreche Ihnen Effizienz. 350 Millionen Franken sind ziemlich genau die Summe, die wir mit TV-Werbung einnehmen. Wir können darum in Zukunft ohne Werbegelder auskommen. Die überlassen wir leichten Herzens den Privaten. Die SRG verzichtet künftig auf Werbung, genauso, wie es die von mir bewunderte BBC tut.

Ich habe Ihnen drei Versprechen gemacht: Rückbesinnung, Seriosität, Effizienz. Ich bitte Sie darum um einen Vertrauensvorschuss. Sagen Sie ja zum neuen Radio- und TV-Gesetz. Es ist ein Ja zu einer neuen SRG. Spätestens im Jahr 2018 werden wir die drei Versprechen umgesetzt haben.

Ich verspreche Ihnen, dass Sie stolz auf unsere neue, schlanke SRG sein werden.

Besten Dank, Ihr Roger de Weck»

## «Bündeli»-Tag

Von Beatrice Schlag — Rätselhafte Vorschriften.

Schweizer produzieren mehr Abfallmengen als jedes andere Land in Europa. Aber, sagt der WWF, wir seien auch weltweit die Besten im Trennen und Verwerten unseres Mülls. Das



überrascht nicht. Keiner möchte ein Umweltschuft sein, ob er grün wählt oder anders. Dabei tut die Schweiz einiges, uns die gewissenhafte Entsorgung schwerzumachen. Wer in umliegenden Ländern zur Abfall-Sammelstelle im Quartier geht, findet dort auch Container für PET-Flaschen, Papier und Kartons. Vor allem die Karton-Tonne ist ein Segen. Seit immer mehr im Internet bestellt und in Kartons angeliefert wird, wachsen die Schachtelberge im Keller zu Türmen an, bevor der erlösende Entsorgungstermin da ist. Wenn eine Familie mit drei Kindern dann noch zweimal im Monat den Pizzakurier bestellt, geht die Kellertür kaum noch zu. Es sei denn, man weiche die Schachteln in der Badewanne eine Viertelstunde ein, falte sie danach klein und lege die nassen Bällchen im Keller zum Trocknen aus. Freunde von mir machen das. Es ist zweifellos platzsparend, aber ziemlich aufwendig. Ausserdem sind Pizzakrümel in der Badewanne nicht jedermanns Sache. Also doch lieber trocken falten und mit Schnur zusammenbinden. Und auf keinen Fall den Abhol-Tag verpassen.

Wussten Sie übrigens, dass zumindest in der Stadt Zürich Kartonschachteln nicht als Sammelbehälter für kleineren Kartons auf die Strasse gestellt werden dürfen? Ebenso wenig darf Karton zur Entsorgung in Papiersäcke gesteckt werden. Beide sind laut städtischen Informationen «speziell behandelt und beeinträchtigen den Recyclingprozess, weshalb sie von den Sammelteams nicht mitgenommen werden». Ich habe lange über den Satz gerätselt. Wieso ist ein Karton gefaltet und gebündelt in Ordnung, als Sammelbehälter aber speziell behandelt? Die Dame vom Kundenservice-Center lachte. Sie hörte die Frage nicht zum ersten Mal. «Das ist etwas ungeschickt formuliert», sagte sie. Nur Papiersäcke seien innen beschichtet und deswegen ungeeignet. Ineinandergesteckte Kartons möge man deswegen nicht so gern, weil Passanten im Vorbeigehen gern anderen Müll in die Schachteln schmeissen. Netterweise völlig unrichtig ist, dass die Sammelteams nur Karton im Bündeli mitnehmen.

«Vielleicht hat die EU plötzlich doch Interesse an vernünftigen und ausgewogen geregelten Verhältnissen.» *Markus Eckstein*



«Administrative Kreativität»: Aussenminister Burkhalter.

**Alternative zur harten Tour**

Nr. 19 – «Achtung, Anfänger»; Markus Schär über die bilateralen Verträge

Überzeugend beklagt Markus Schär das duckmäuserische Verhalten der Schweiz und den Verzicht auf die harte Tour. Es gäbe noch eine dritte Variante, die schlaumeierische: Die Schweiz nimmt die Verweigerung der EU zu Neuverhandlungen der Personenfreizügigkeit zur Kenntnis und löst das Problem autonom mit administrativer Kreativität. Alle hier Angestellten, auch solche aus der EU, brauchen eine AHV-Nummer zur Aufnahme der Erwerbstätigkeit. Die Zuteilung dieser Nummern könnte man tröpfchenweise vornehmen. Bestehende Nummern könnte man für ungültig erklären. Dann könnte man Gesundheitsatteste und Strafregisterauszüge von verschiedensten Ämtern fordern, versehen mit Einzelbeglaubigungen der Stempel und Unterschriften, einmal auf gelbem, dann auf grünem oder blauem Papier, mit 14, 17 oder 24 Stempeln, jede Woche etwas anders. Protestiert die EU, antworten wir: «Selbstverständlich gilt die Personenfreizügigkeit, aber es ist unser Recht, gründlich zu prüfen, dass sie nur von den wirklich Berechtigten in Anspruch genommen wird.» Im Handelsrecht wären solche Praktiken illegal: Sie sind als nichttarifäre Handelshemmnisse oder Massnahmen gleicher Wirkung nach Gatt-Regeln verboten. Ähnliche Verbote gibt es aber nicht in Bezug auf administrative Kreativität zur Steuerung der Personenfreizügigkeit. Wer

weiss? Vielleicht hat die EU plötzlich doch Interesse an vernünftigen und ausgewogen geregelten Verhältnissen. Solche Praktiken – eher zwischen Burma und dem Bosphorus üblich als bei den braven Alemannen – wären eigentlich nicht Schweizer Stil. Aber das ist die flagrante Verletzung des Dublin-Abkommens durch Italien zum Schaden der Schweiz auch nicht, ebenso wenig die französischen Versuche, im binationalen Flughafen Basel-Mülhausen die französische Steuerhoheit unilateral auszudehnen. *Markus Eckstein, Goldach*

**Was ist Recht?**

Nr. 18 – «Die Schweiz braucht das Völkerrecht»; Streitgespräch zwischen Daniel Jositsch und Hans-Ueli Vogt

Mit Erstaunen liest man das Streitgespräch zwischen den Professoren Vogt und Jositsch, die zudem noch an derselben Universität lehren. Nach allgemein anerkannten Grundsätzen eines demokratischen Rechtsstaates beginnt das Recht bei der von der Gesamtbevölkerung anerkannten Verfassung, Parlament und in der direkten Demokratie auch die Stimmbürger leiten daraus Gesetze ab, welche die Exekutiven in brauchbare Verordnungen umsetzen sollten. Alles andere, EU-Richtlinien, OECD-Listen, Völkerrecht, Menschenrechte, sind Konventionen. Mehrere Staaten einigen sich auf ein bestimmtes Verhalten. Daraus, wie aus Gesetzen, die auf einer Verfassung beruhen, verbindliche Verordnungen abzuleiten, ist illegal. Es sind

Fantasierechtssysteme mit entsprechenden Gerichtshöfen, die unkontrolliert ihre Macht erweitern, indem sie die verfassungsmässigen Gesetze überwuchern im Namen des «sozialen Fortschritts», des «Friedens» und der «internationalen Gemeinschaft». Mit Nationalismus hat das nichts zu tun, sehr wohl aber mit den Vorschriften, die sich die Bürger eines Landes der Ordnung halber selber gegeben haben und die etwa dazu führen, dass sie Parkbussen, wenn auch zähneknirschend, bezahlen.

*Verena Guran-Fierz, Zumikon*

Die Selbstbestimmungsinitiative richtet sich nur gegen das ausufernde, willkürliche «nicht zwingende» Völkerrecht, steht aber voll und ganz hinter dem «zwingenden» Völkerrecht, ja stützt sich sogar darauf. Eines der wichtigsten Rechte des «zwingenden» Völkerrechts ist gerade das Selbstbestimmungsrecht der Völker, das heute gerne von mächtigen Staaten mit Füßen getreten wird, ohne dass es einen Aufschrei in den Medien gibt. Das «zwingende» Völkerrecht mit seinen fundamentalen Rechtsgrundsätzen stützt sich auf das Naturrecht und ist auch in unserer Bundesverfassung verankert. Im Gegensatz dazu wird das «nicht zwingende» Völkerrecht willkürlich ohne demokratische Legitimation nach dem gerade wehenden einseitigen moralischen oder parteischpolitischen Zeitgeist von einer kleinen Kommission im Brüsseler Elfenbeinturm den Völkern aufoktroiert. Wir dürfen uns nicht von Diskussionen blenden lassen, die diesen fundamentalen Unterschied (bewusst?) unterschlagen. *Peter Aebersold, Zürich*

**Wahltag ist Zahntag**

Nr. 18 – «Opportunistisch und realistisch»; Peter Bodenmann über die Wahltaktik der Freisinnigen

Die bilateralen Verträge werden jetzt von der FDP hochgejubelt mit dem Ziel, anhand der Bilateralen zu gegebener Zeit das Ja zur Masseneinwanderungsinitiative rückgängig zu machen. Da wird aber die Mehrheit des Volkes nicht mithelfen. 85 Prozent wollen die Selbstständigkeit und Unabhängigkeit der Schweiz erhalten, sie wollen nicht in die EU. Diese Bürgerinnen und Bürger werden sich nicht nochmals von der Regierung, dem Parlament, praktisch allen Parteien (ausgenommen der SVP) und dem Gros der Medien täuschen lassen. Wie heisst es so schön: «Wahltag ist Zahntag». Die Mehrheit des Volkes ist gerade jetzt in etwas schwierigeren Zeiten klar bürgerlich eingestellt. Diese Mehrheit will nun wieder eindeutig eine bürgerliche Politik in Bern. FDP und CVP müssen sich jetzt klar zu einer solchen bekennen, und dazu gehören nicht nur die Bilateralen, sondern vor allem auch die Umsetzung der Masseneinwanderungsinitiative. Tun sie das jetzt nicht, und zwar unmissverständlich



und klar, dann bleibt der bürgerlichen Mehrheit in unserem Land als Alternative nur die SVP. Sie wird als die grosse Gewinnerin dieser Wahlen wieder mal in die Geschichte eingehen.  
*Artur von Allmen, Unterseen*

### Direkte Anarchie

Nr. 19 – «Die Weisheit des Volkes»; Peter Keller über die direkte Demokratie

Nach langem und ernsthaftem Studium des Artikels «Die Weisheit des Volkes» komme ich zum Schluss: Nicht die Demokratie ist die beste Staatsform, sondern die Anarchie. Aber es braucht einen starken Anarchen oder eine starke Anarchin.  
*Walter Fischer, Buttwil*

### Böse Hexe

Nr. 19 – «De Wecks Schicksalsfrage»; Rico Bandle über die Billag-Abstimmung

Es ist wie im Märchen: Die Zwangsgebühr an die SRG soll endlich günstiger werden, verkündet Doris Leuthard. Heisst das jetzt, dass die SRG weniger Geld einnimmt? Nein. Die Kosten werden einfach anders verteilt! Neu soll die direkte Zwangsgebühr sinken, dafür die indirekte via Gewerbe umso höher werden. Am Ende müssen wir alles bezahlen. Und wie in jedem Märchen gibt es auch hier eine böse Hexe. Die SRG, die sich wie ein Staat im Staat benimmt, will künftig dem Bundesrat die Erhöhung der Zwangsgebühr diktieren können. Wehe, er wehrt sich dagegen, dann droht Sendezeitentzug – das wäre dann kein Märchen. Aber was erzählt uns denn dann die Märchantante?  
*Theo Ecklin, Hausen am Albis*

### Balance der Kulturen

Nr. 18 – «Abriegeln»; Berichterstattung über die Massenflucht nach Europa

Der Schweizer Gesellschaft hat bis anhin die Zuwanderung gutgetan, diese hat sie offener und toleranter gemacht. Wenn jedoch die Balance der Kulturen nicht mehr stimmt, sind Konflikte programmiert. Europas Regierungen, die heute nicht den Mut aufbringen, der Afrikanisierung des Kontinents die Stirn zu bieten, der illegalen Einwanderung hauptsächlich junger Männer Einhalt zu gebieten, verschieben das Problem einfach auf später, auf die nächste Generation, ganz bestimmt aber auf die folgenden Generationen.  
*Ruth Kunz, Horgen*

### Chance für die Seele

Nr. 15 – «Gene sind nicht Schicksal»; Gottfried Schatz über neue Forschungsergebnisse zum menschlichen Erbgut

«Es besteht kein Zweifel daran, dass jeder von uns eine [...] biochemische Maschine ist [...]» Heisst das, dass es keine Psyche, Seele gibt, die nicht identisch ist mit dem Körper? Nehmen

wir mal an, dass Gottfried Schatz genau das sagen will. Wir haben nun das Problem, dass die Mehrzahl der Menschen – darunter auch viele Wissenschaftler – nicht bereit ist, das zu glauben. Sie glauben es nicht, weil sie sich selber anders erfahren und weil sie wissen, dass es auch Gott, ein Leben nach dem Tod und das Schicksal nicht geben kann, wenn wir nur eine biochemische Maschine sind. Das intellektuelle Klima unserer Zeit verbietet es, ausserhalb von Religion und Theologie über die Seele zu reden. In den Medien kommen bei der Frage, wer wir sind, fast nur Wissenschaftler zu Wort, die sicher sind, die Antwort zu kennen; jene, die nicht so sicher sind, müssen oder wollen schweigen. Die meisten Religionen und Philosophien der Menschheit sind davon ausgegangen, dass wir mehr sind als ein biologischer Organismus – vielleicht werden wir in den nächsten Jahrzehnten mit wissenschaftlichen Methoden erste Belege dafür finden, dass sie recht hatten. Wir sollten also in der Wissenschaft und als Gesellschaft die Frage, ob es eine Seele gibt, noch offenlassen.  
*David Zesiger, Schliern b. Köniz*

### Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.  
Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,  
Förrlibuckstrasse 70, Postfach,  
8021 Zürich.  
E-Mail: [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch).



[www.stellen-anzeiger.ch](http://www.stellen-anzeiger.ch)

**STELLEN-ANZEIGER**  
Das Schweizer-Jobportal

### Darf man das?

### Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Friedhöfe sind eine farbenprächtige Oase in der Stadt, ideal für Spaziergänge mit den Kindern. Darf man sich um die Grabsteine auch ein lustiges Fang- oder Versteckspiel erlauben?  
*Patrick Roth, Zürich*

Es sind nur wenige Nischen geblieben, wo sich die moderne Gesellschaft (noch) nicht amüsiert. Die Friedhöfe gehören dazu – als Oasen in Dörfern und Städten. Die vom Aussterben bedrohte Ruhe hat hier ihr Reservat und sollte von diesem Ort nicht auch noch vertrieben werden. Unruhe, Zerstreuung und die zentrifugale Wirkung der *Apparätli* verscheuchen den Gedanken an den Tod. Auch seelische Pendenzen, die der Erledigung harren, landen auf der langen Bank. Kein Wunder, wuchern Neurosen und Störungen wie Unkraut. «Lehre uns bedenken, dass wir sterben müssen, auf dass wir klug werden», bittet der Psalm 90. Das «uns» ist dringend auf unsere Zivilisation anzuwenden. *Böckligumpen* ist gewiss gescheitert als Fernsehen zu gucken. Aber der Friedhof sollte davon verschont bleiben. Damit wenigstens hier die Chance besteht, klug zu werden.  
*Peter Ruch, evangelisch-reformierter Pfarrer, Küssnacht am Rigi*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an [darfmandas@weltwoche.ch](mailto:darfmandas@weltwoche.ch). Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

# Das gezähmte Wetter

Es gibt laufend mehr Unwetter, die steigende Kosten verursachen. Schuld daran ist nicht in erster Linie eine Klimaveränderung. Da sich immer mehr Menschen und Firmen versichern, wird das Wetter sogar berechenbarer. *Von Beat Gygi*

Spielt das Wetter verrückt? Treten Niederschläge, Überschwemmungen und Unwetter zunehmend überraschender auf, sind die Schäden grösser, und sind Prognosen schwieriger zu berechnen als früher, ja wird das Wetter immer weniger berechenbar? Ein Kollege aus Bern in etwas exponierter Wohnlage ist der Ansicht, dass ein neues Zeitalter der Extremereignisse und damit auch der Aare-Überschwemmungen angebrochen ist; kaum mehr ein Jahr vergehe, ohne dass ernsthafte Bedrohungen durch Wasserschäden auftauchten, Jahrhunderthochwasser seien keine Seltenheit mehr.

Sogenannte Jahrhunderthochwasser sind eigentlich Ereignisse, die im Durchschnitt nur etwa alle hundert Jahre eintreten sollten, aber tatsächlich scheinen sie sich in jüngerer Zeit zu häufen. In der Stadt Bern ist es in den Jahren 1999 und 2005, und damit kurz aufeinander, gleich zweimal zu so gewaltigen Anschwellungen und Überflutungen der Aare gekommen, wie sie, statistisch gesehen, eigentlich nur ungefähr alle 200 bis 300 Jahre zu erwarten sind.

## Persönliche Erinnerungen

Kurz darauf erlebten die Berner mit dem Hochwasser vom August 2007 quasi ein halbextremes Ereignis, das rechnerisch etwa alle sechzig Jahre vorkommen sollte. Noch stärker traf die damalige Regenperiode freilich benachbarte Regionen; der Pegel des Sempachersees stieg auf Rekordhöhe, und jener des Bielersees übertraf sämtliche seit der zweiten Juragewässerkorrektur beobachteten Pegelstände. Dann kamen ruhigere Jahre, aber nun, Anfang Mai, sah man in Bern in der Aare bereits wieder Wassermassen, wie man sie eigentlich nur etwa alle fünfzig oder sechzig Jahre erleben sollte. In der ersten Grafik der mittleren Reihe (Seite 28) wird nachgezeichnet, wie schockartig sich dies auf den stromabwärts gelegenen Bielersee auswirkte: Die rote Linie zeigt, dass die Zuflüsse den Wasserstand so hoch trieben wie bisher nie zu dieser Jahreszeit.

Seit 1999 hat man also in Bern laut offiziellen Daten gleich viermal mit derart hohen Wassermengen zu kämpfen gehabt, wie man das zwischen 1920 und 1999 nie erlebt hatte. Die Wendung «Das Wetter spielt verrückt» erscheint so gesehen nicht abwegig, auch mit Blick auf andere Orte in der Schweiz. Im Juli 2014 etwa fiel laut Bundesamt für Umwelt vielerorts die doppelte, manchenorts sogar die dreifache der sonst in diesem Monat üblichen Regenmenge. In der ganzen Westschweiz und auch an etlichen Or-

ten in der Ostschweiz stieg die Regenanzeige der Messstationen auf historische Rekordmarken für den Juli. Die erste Grafik oben links (Seite 28) veranschaulicht diese dramatische Nässeperiode auf einer Schweizer Karte: Je dunkler die blauen Farben, desto extremer die Niederschläge in diesem Juli 2014, immer im Vergleich mit einem normalen, durchschnittlichen Juli. Zwei Monate vorher hatte sich ein ganz anderes Bild präsentiert. Die zweite Grafik in der obersten Reihe zeigt eine Schweiz, die im Mai 2014 ziemlich trocken war, die Gebiete mit braunen Farbtönen erhielten für diese Saison unterdurchschnittliche Regenmengen.

Hat der Berner Kollege mit seiner These vom neuen Zeitalter der Unberechenbarkeit und der Hochwasserhäufigkeit vielleicht doch Recht? Die Antwort ist zunächst nüchtern. Es gibt keine Anzeichen dafür, dass die Niederschlagsmengen in jüngerer Zeit vom langfristigen Muster abgewichen sind; die jüngsten Hochwasserereignisse passen in die Abfolge von Plus- und Minus-Abweichungen vom Durchschnitt in den vergangenen 150 Jahren, wie sie in der zweiten Grafik in der mittleren Reihe (Seite 28) aufgezeichnet sind. Dieses Zeitdiagramm erzählt sozusagen die Geschichte der «schönen» und der «schlechten» Sommer, auch manche persönliche Erinnerung lässt sich da mit den blauen und roten Balken in Verbindung bringen.

Stephan Bader, Experte im Bundesamt für Meteorologie und Klimatologie (Meteo Schweiz), bekräftigt, dass sich am Niederschlagsregime der Schweiz grundsätzlich nichts geändert habe. Zumindest für Frühling, Sommer und Herbst zeige sich die Variabilität der Niederschlagsmengen oder der Tage mit hohen Niederschlägen konstant. Aber die Schweiz sei ohnehin stabilisiert durch ihre geografische Lage in der Westwindströmung. In dieser Zone sei garantiert, dass es über die ganzen Jahreszeiten hinweg ziemlich regelmässig Regen gebe, im Sommer typischerweise mehr als im Winter. Grosse Schwankungen wie etwa in dem für lange Trockenzeiten viel anfälligeren Südeuropa gebe es nicht. Um die Zuverlässigkeit des Schweizer Klimas in ein Bild zu fassen, zitiert er den Spruch eines bekannten Wissenschaftlers, laut dem es in der Schweiz im Prinzip «pro Jahr einmal den Bodensee regnet».

Mit «Naturalien», also Daten allein zu Niederschlagsmengen, ist das Thema Unwetter allerdings nicht erledigt. Man sollte auch die Auswirkungen auf die Volkswirtschaft anschauen. Die Grafik unten links auf Seite 28 zeigt, dass es in der Schweiz in jüngerer Zeit grössere Unwetterschäden gab als früher. Neben den bereits erwähnten Hochwassern von 1999, 2005 und 2007 ist die Schweizer Schadensgeschichte durch weitere massive Schläge aus jüngerer Zeit geprägt. Unverständlich ist allerdings, dass die



Historische Rekordmarken: Unwetterschäden in Saint-Gingolph VS.



«Pro Jahr regnet es einmal den Bodensee»: Überschwemmungen in Berneck SG, Juli 2014.

Schäden über die Zeit hinweg kumuliert werden; inhaltlich ist das fragwürdig bis unsinnig, diese Schäden sind ja keine Bestandesgrößen. Eventuell ging es dem Bund in diesem Zusammenhang eher um das Schüren einer «Katastrophenstimmung». 1987 führten starke Niederschläge in den Kantonen Tessin und Graubünden sowie in der Innerschweiz zu grossen Schäden. 1993 machten Überschwemmungen im Wallis und im Tessin mit beträchtlichen Schäden in Brig und im Bleniotal Schlagzeilen. Noch ist in Erinnerung, wie diese Schadensbilder damals zu unvorhergesehenen Hilfszahlungen aus spontanen Spenden seitens der Schweizer Bevölkerung führten. Auch die Unwetter vom Jahr 2000 betrafen vor allem das Tessin und das Wallis, die Zerstörung eines Dorfteils von Gondo ist als Symbolbild in Erinnerung.

Klar, die Schweiz ist nicht die Welt. Es gibt zahlreiche andere Regionen mit viel wilderen Klima- und Wetterbewegungen, welche Wirtschaft und Gesellschaft offenbar mit zunehmend höheren Schäden belasten. Die Grafiken auf Seite 29 geben die weltweit grössten bekannten Schäden durch Hochwasser, Hitze und Kälte oder Dürre an. Betrachtet wird der Zeitraum 1900 bis 2014; die jüngere Zeit scheint dabei eine deutlich ungnädigere Periode zu sein als die früheren Jahrzehnte: Die meisten aufgeführten Schadenereignisse betreffen die letzten zwanzig Jahre. Laut Angaben des

Rückversicherungskonzerns Swiss Re war der versicherungsmässig kostenträchtigste Sturm bisher der Hurrikan «Katrina», der 2005 aus dem Golf von Mexiko über die Bahamas in die USA hineingezogen war und unter anderem Teile von New Orleans zerstört hatte; knapp 1840 Tote und ein wirtschaftlicher Schaden von fast 79 Milliarden Dollar werden diesem Ereignis zugeschrieben.

#### Die Kosten von «Lothar» und «Vivian»

Als zweitteuerste Naturkatastrophe mit einem Versicherungsschaden von knapp 37 Milliarden Dollar gilt der Tsunami in Japan, der 2011 unter anderem die Kernkraftwerke von Fukushima zerstört hat. Und mit über 18 500 Toten ist dieser Tsunami unter den vierzig kostenträchtigsten Naturkatastrophen jene, die am meisten Menschenleben gekostet hat. Unten in dieser Liste tauchen auch die in der Schweiz erlebten Stürme «Lothar» (1999) mit einem wirtschaftlichen Schaden von gut 8 Milliarden Dollar und «Vivian» (1990) mit einem Schaden von knapp 6 Milliarden Dollar auf.

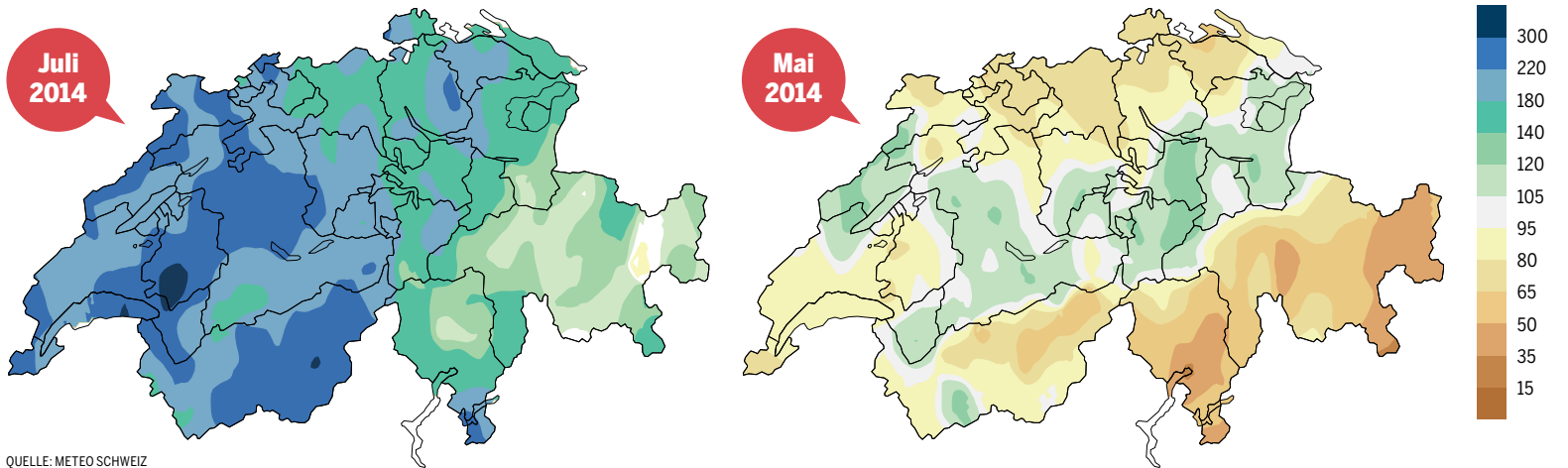
Ganz anders sieht die Reihenfolge freilich aus, wenn man die Zahl der Anzahl Todesopfer betrachtet. Mit rund 300 000 Toten war die Sturm- und Flutkatastrophe in Bangladesch 1970 das schlimmste registrierte Ereignis. An vierter Stelle kommt mit 220 000 Opfern der Tsunami, der nach dem Seebeben 2004 thailän-

dische Ferienorte verwüstet hat. Dies verdeutlicht, dass die wirtschaftlichen Schäden eines Unwetters keineswegs eng mit der Lebensbedrohung zusammenhängen. Die USA stehen bei der Messung von Unwetterschäden denn auch weit im Vordergrund. Ihre geografische Lage und die grossen Ebenen begünstigen die Bildung von Wirbelstürmen und führen zu einer besonderen Stellung auf der globalen Schadenkarte. Die Stürme sind zahlreich und stark, und vor allem ziehen sie oft über wirtschaftlich bedeutende und hochversicherte Gebiete hinweg; entsprechend hoch fallen die Schäden und die versicherten Schäden aus. Laut Swiss Re machten die versicherten Schäden durch solche Stürme zwischen 1980 und 2014 jährlich im Durchschnitt 8 Milliarden Dollar aus, seit 2008 übertreffe dieser Schnitt jedoch 10 Milliarden Dollar, selbst im tornadoarmen Jahr 2014.

Sind die gestiegenen Schäden vor allem dadurch erklärbar, dass immer mehr Unternehmen und Haushalte getroffen werden und diese höher versichert sind? Nach der Einschätzung von Professor Peter Höpfe, Chef Geo-Risikoforschung beim Rückversicherer Munich Re, hat die Anzahl von wetterbedingten Naturkatastrophen seit 1980 fast um den Faktor drei zugenommen. Eine deutliche Zunahme und vor allem auch extremere Schwankungen gebe es auch bei den Schäden durch

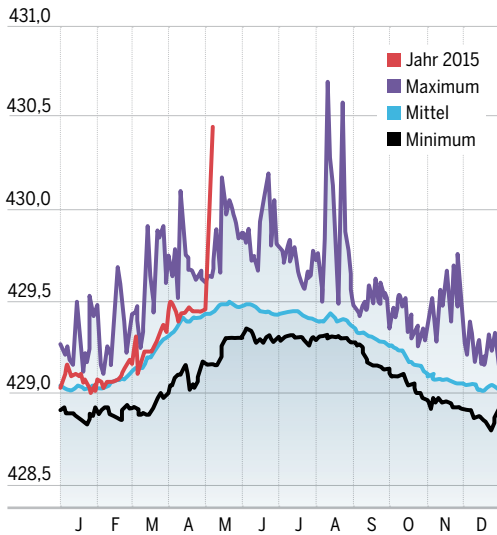
## Niederschlagsabweichung vom Durchschnitt im Jahr 2014

Vergleich Juli und Mai 2014, in Prozent



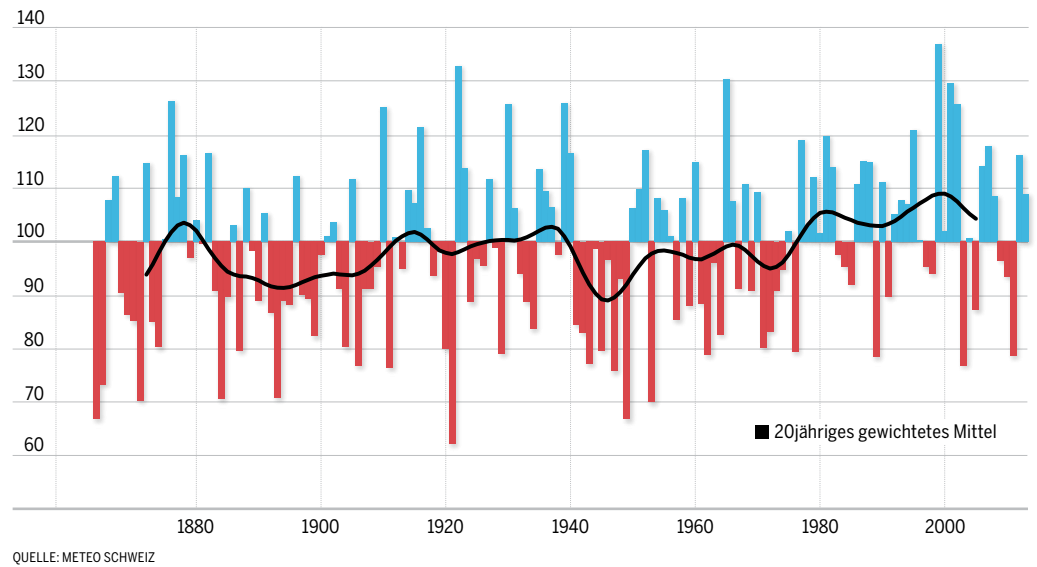
### Pegelspitze im Bielersee Mai 20!

Wasserstand des Bielersees bei Ligerz im langjährigen Vergleich, in Meter über Meer



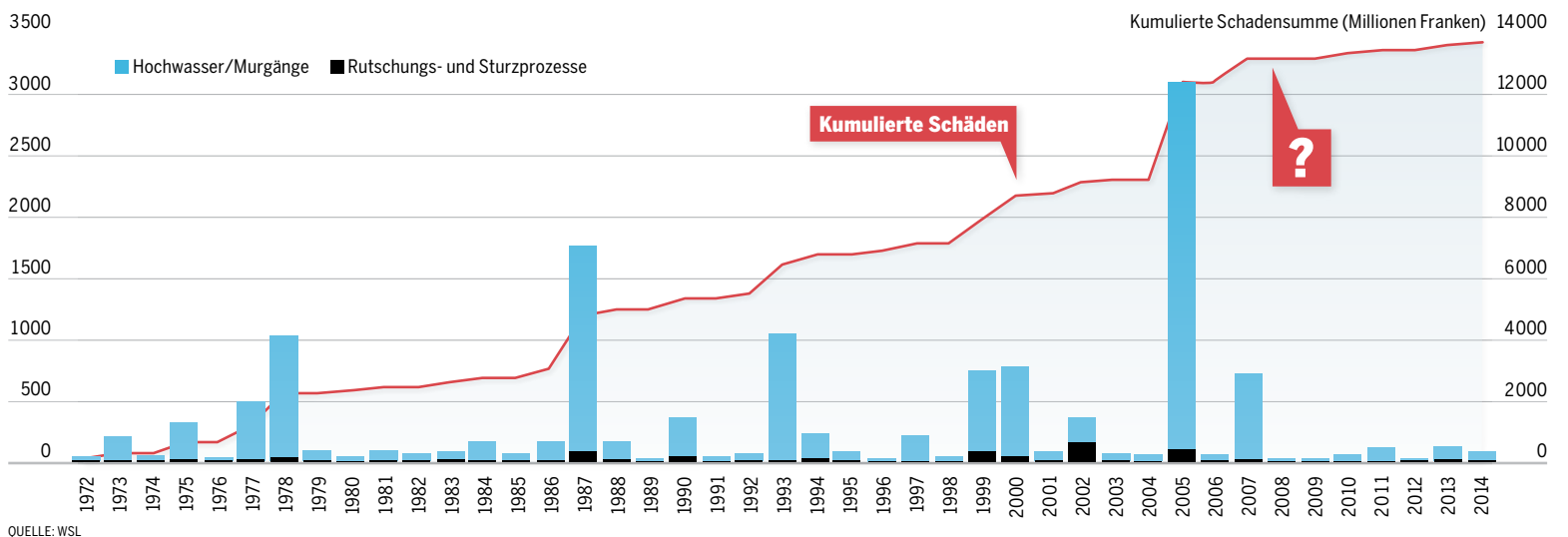
### Keine Trends zu mehr oder weniger Niederschlag seit 1861

Langjähriger Verlauf der Jahres-Niederschlagssummen (gemittelt über das Mittelland). Dargestellt ist das Verhältnis der Jahres-Niederschlagssummen zur Norm 1961–1990, in Prozent.



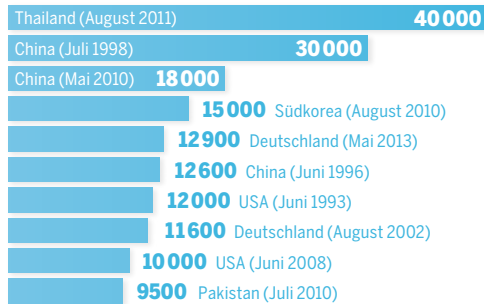
### Unwetterschäden in der Schweiz

Jährliche Schadensumme, in Millionen Franken



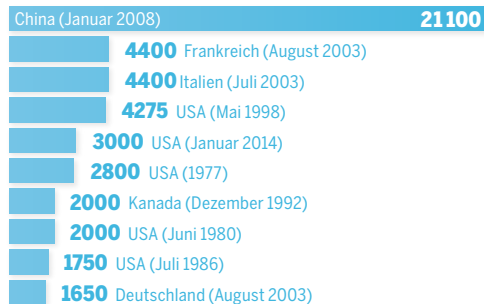
## Was Hochwasser ...

Wirtschaftliche Schäden durch grössere Flutkatastrophen, weltweit von 1900 bis 2014, in Millionen Dollar



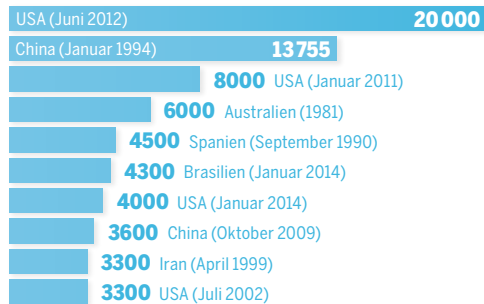
## ... Hitze und Kälte ...

Wirtschaftliche Schäden durch bedeutende Hitze- und Kälte- wellen, weltweit von 1900 bis 2014, in Millionen Dollar



## ... und Dürre anrichten können

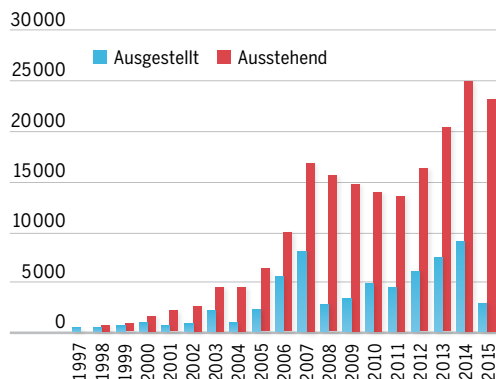
Wirtschaftliche Schäden durch bedeutende Dürreperioden, weltweit von 1900 bis 2014, in Millionen Dollar



QUELLEN: STATISTA.COM

## Boom bei den Katastrophen-Bonds

Emissionen und Bestände von Katastrophen-Bonds und Risiko-Absicherungspapieren weltweit, in Millionen Dollar



QUELLEN: WWW.ARTEMIS.BM, DEAL DIRECTORY



Schockartige Auswirkungen: Aare-Hochwasser im Berner Matte-Quartier, August 2005.

solche Ereignisse. Der Schadentrend werde dabei zwar vor allem durch die steigenden exponierten wirtschaftlichen Werte bestimmt. Studien zeigten aber, dass schwere Gewitter in den USA und in Europa auch von den physikalischen Daten her zugenommen hätten.

### Die Vorsicht wird grösser

Viele Fragen sind aber offen. Eines hingegen kann man dem Kollegen aus Bern sagen: Das Wetter ist nicht unberechenbar, es spielt nicht verrückt, vielmehr scheint es immer besser zu stehen um dessen Berechenbarkeit. Dieser Schluss drängt sich jedenfalls auf, wenn man die Entwicklungen im Versicherungswesen betrachtet. Die Grafiken unten rechts zeigen, dass die Absicherungen über sogenannte Katastrophenbonds immer mehr Zuspruch erhalten. Bei solchen Anleihen verpflichtet sich ein Geldgeber, beim Eintreten eines bestimmten, vorher genau beschriebenen Schadens mit diesem Geld zum Finanzieren der Geschädigten beizutragen. Wenn das Schadenereignis nicht eintritt, erhält er das Geld plus Verzinsung zurück. Solche Investitionen zwingen zum genauen Abwägen der Risiken. Mit oberflächlichen Informationen oder dem Schüren von Stimmungen würde man bei solchen Vorhaben allzu leichtfertig Geld aufs Spiel setzen.

Und auch im Alltag beginnt sich das Kalkulieren und Versichern auszubreiten. Wenn es um kleinere Wetterschwankungen geht, gibt es heute viele Unternehmer und Investoren, die starke Anreize haben, sich gründlich über Wettereinflüsse auf ihr Geschäft zu informieren und allenfalls Vorsorge zu treffen. Laut Schätzungen des US-amerikanischen National Center for Atmospheric Research können normale Wetterschwankungen das Bruttoinlandsprodukt (BIP) der USA um 3,4 Prozent oder

rund 500 Milliarden Dollar pro Jahr (fast eine Jahresleistung der Schweiz) nach oben oder unten drücken. Versicherer schreiben über 80 Prozent der Verspätungen im Luftverkehr dem Wetter zu, und in der Landwirtschaft werden die Erträge durch normale Wetterlaunen je nachdem um gut einen Zehntel nach oben oder unten bewegt. Hinzu kommen Branchen, die erst am Entstehen sind, wie die Herstellung von Windkraftanlagen oder Solarkraftwerken, die fast mit ihrem ganzen Schicksal vom Wetter abhängig sind.

So können Firmen, deren Geschick auf irgendeine Art dem Wetter ausgesetzt ist und die wirtschaftlich besser fahren, wenn sie sich im Voraus auf Schwankungen oder Veränderungen von Temperatur, Wind, Sonnenschein oder Niederschlägen einstellen, beispielsweise bei einem Versicherer Zertifikate kaufen, die ihnen bei ungünstigem Witterungsverlauf Ausgleichszahlungen versprechen. Pikant an diesen Absicherungsgeschäften ist die Tatsache, dass nur das Erreichen der im Voraus bestimmten Wetterkenngrösse für die Auszahlung entscheidend ist; es muss also nicht einmal ein echter Schaden eintreten, um die Versicherungsentschädigung fliessen zu lassen.

So gesehen, ermöglichen die Wetterderivate eine zunehmende Emanzipation vom Wetter durch Berechenbarkeit. Kurzfristige Wetterprognosen werden denn auch immer aufwendiger und laut Fachleuten genauer, Stürme lassen sich im Entstehen und Entwickeln präzise verfolgen, und für Firmen und Institute lohnt es sich offenbar mehr und mehr, in das Erheben und Verarbeiten riesiger Datenmengen zu investieren. Das tut nur, wer Berechenbarkeit und entsprechende Erfolge erwartet, nach dem Motto: «Mit dem Wetter etwas machen, statt nur etwas mit sich machen zu lassen». ○

# Der Wortwächter

Wird in der Schweiz jemand wegen Rassismus verklagt, steht meist der Anwalt David Gibor dahinter. Das Urteil gegen SVP-Vertreter wegen des «Schlitzer»-Inserats ist sein jüngster Triumph. Mit Politik habe sein Engagement aber nichts zu tun, beteuert er. *Von Rico Bandle*

David Gibor hat es in den letzten Monaten zu Prominenz gebracht – indem er Prozesse gegen Prominente angestrengt hat, die womöglich gegen das Antirassismugesetz verstossen haben. So zum Beispiel gegen den Komiker Massimo Rocchi, der sich in einer Fernsehdiskussion vermeintlich antisemitisch äusserte, gegen einen Zürcher Lokalpolitiker, der als «Kristallnacht-Twitterer» bekanntgeworden ist, oder gegen die SVP-Verantwortlichen des «Schlitzer»-Inserats. Mit seinem Engagement hat der Anwalt die gesamte politische Rechte gegen sich aufgebracht, die ihm vorwirft, einen Feldzug gegen die Meinungsäusserungsfreiheit zu führen. Doch sein Vorgehen sorgt zuweilen bis ins linke Lager für Kopfschütteln.

Gibor ist dem medialen Scheinwerferlicht keineswegs abgeneigt, immer wieder gibt er Zeitungen Interviews zu juristischen Fragen. Geht es um ihn selbst, um seine Motivation, gibt er sich aber zugeknöpft. Mehrere grosse Zeitungen haben ihn schon für ein Porträt angefragt, immer hat er abgelehnt. Ihm gehe es allein um das Strafrecht als Wissenschaft, er selbst sei dabei doch uninteressant, sagt er am Telefon. Und überhaupt, das Letzte, was er über sich lesen wolle, seien irgendwelche Klichscheegeschichten wie: «Jüdischer Anwalt verteidigt Palästinenser». Er sei kein Robin Hood, der für die Entrechteten kämpfe, er habe auch keine politische Agenda, sondern sei wie jeder Anwalt grundsätzlich nur seinen Klienten verpflichtet, die ihn dafür bezahlen. Werde dies respektiert, so sei er zu einem Gespräch bereit.

Nur widerwillig lässt er sich einige Hinweise zu seiner erstaunlichen Biografie entlocken: Im sowjetischen Lettland geboren, emigrierte er mit seiner Familie Anfang der 1970er Jahre nach Israel. Als kurz darauf der Jom-Kippur-Krieg ausbrach, wollten die Grosseltern, welche das Konzentrationslager überlebt hatten, in ein sichereres Land ziehen. Ein Teil der Familie verliess Israel in Richtung Berlin; und von dort zog ein noch kleinerer Teil später nach Basel, Gibor war da gerade acht Jahre alt. Der begabte Junge machte die Matura, studierte an der Universität Basel. Er spricht sechs Sprachen, sein Baseldeutsch tönt, als habe er nie woanders gewohnt.

Wir treffen uns in einem Gartenlokal unweit seiner Anwaltskanzlei Widmer Müller Gibor, die an bester Lage, am Zürcher Belle-

vue, beheimatet ist. Ein repräsentatives Büro habe für ihn aber keine besondere Bedeutung, sagt er. «Ich bin primär Strafverteidiger, ein Grossteil meiner Klienten kommt daher nicht zu mir, sondern ich muss zu ihnen.» Dass er in der Öffentlichkeit als Rassismusanwalt wahrgenommen wird und dass man ihm zuweilen vorwirft, er habe in den Diskriminierungsklagen ein Geschäftsmodell gefunden, sei völlig falsch. «Ich habe als Anwalt bisher etwa 400 Mandate und Prozesse geführt, und nur gerade sieben davon betrafen das Antirassismugesetz. Da sind sogar mehr Tötungsprozesse darunter», sagt er.

## Masseneinwanderungsinitiative soll weg

Bekannt ist er allerdings wegen der Rassismusklagen. «Dies hängt mit den Einzelfällen zusammen, in welche Personen des öffentlichen Lebens involviert sind. Meine Überzeugung und meine Herkunft spielen in den Prozessen grundsätzlich keine Rolle», sagt er. «Ich identifiziere mich nicht mit den Klienten, die ich vor Gericht vertrete, sondern helfe ihnen, die von der Rechtsordnung gewährten Grund- und Verfahrensrechte durchzusetzen. Das gilt bei allen gleich, seien es Kapitalverbrecher, seien es Rassismugeschädigte.» Ob ihm ein Klient sympathisch sei oder nicht, dürfe keine Rolle spielen. «Der Anwalt als Parteivertreter setzt sich zwar für seinen Klienten ein, ist aber selber nicht Partei.»

So neutral, wie er sich darzustellen versucht, ist er aber doch nicht ganz. Mehrmals hat Gibor mit grosser Leidenschaft öffentlich die Antirassismus-Strafnorm verteidigt. Als er einen ehemaligen SVP-Lokalpolitiker vor Gericht brachte, weil dieser beim Kurznachrichtendienst Twitter in einem unbedachten Moment den Satz: «Vielleicht brauchen wir wieder eine Kristallnacht... diesmal für Moscheen», veröffentlichte (und kurz darauf wieder löschte), war Gibor zwischenzeitlich gar Privatkläger, neben den zwei Muslimen, die er als Anwalt vertrat. «Das ergab sich aus einer Meinungsdivergenz zwischen dem verfahrensleitenden Staatsanwalt und mir. Ich war der Ansicht, dass im Kristallnacht-Tweet auch eine antisemitische Komponente steckte. Daher konstituierte ich mich ausnahmsweise als Privatkläger. Sowohl das Bezirksgericht als auch das Obergericht stimmten mit mir überein. Nach dem erstinstanzlichen



*Sympathie spielt keine Rolle:* Anwalt Gibor (l.) mit

Urteil zog ich meine Parteistellung wieder zurück, weil sie nicht mehr nötig war.»

Partei ist er auch bei seinen Bemühungen, den Abstimmungsentscheid über die Masseneinwanderungsinitiative aufzuheben. Gemeinsam mit dem Staatsrechtsprofessor Tomas Poledna hat er eine Stimmrechtsbeschwerde eingeleitet. Da im Abstimmungskampf das Inserat mit der Aufschrift «Kosovaren schlitzen Schweizer auf» eingesetzt worden sei, was inzwischen erstinstanzlich als

---

«Ich bin nicht mandatiert, meine Klienten zu erziehen.»

---

Straftat eingestuft worden ist, frage sich, ob das knappe Stimmenmehr nicht rechtswidrig zustande gekommen sei.

Kaum ein Experte räumt dem Anliegen, die Abstimmung für nichtig zu erklären, eine reelle Chance ein. Weshalb macht man so etwas? Wegen der Publizität? Um zu provozieren? Weil man halt doch eine politische



SVP-Parteifunktionären Baltisser und Bär auf dem Weg zum Amtshaus in Bern.

Agenda verfolgt? «Nein, Poledna und mir geht es nur um die staatsrechtliche Grundsatzfrage, ob unser direktdemokratisches System Rechts- und Verfassungsbrüche im Rahmen von Initiativkampagnen hinnehmen soll.»

Gibor erweist sich als gewiefter Rhetoriker, der Freude an der verbalen Auseinandersetzung hat. Während des ganzen dreistündigen Gesprächs beantwortet er jede Frage engagiert, glasklar, ohne Zögern. «Es zählt das bessere Argument, auch vor Gericht. Oft ist die Beweislage dürftig. Also bleibt nur der Kampf um Indizien und um Zweifel an der Schuld.» Dies habe SP-Nationalrat und Strafrechtsprofessor Daniel Jositsch womöglich nicht hinreichend bedacht, als er in der *Weltwoche* (Nr. 12/15) geschrieben hat, die Anzeige beim «Schlitzer»-Inserat sei chancenlos. «In der Rechtswissenschaft sollte man lieber nichts kategorisch ausschliessen, sondern jede Möglichkeit in Erwägung ziehen.» Tatsächlich sind vor zwei Wochen die SVP-Parteifunktionäre Martin Baltisser und Silvia Bär erstinstanzlich wegen des «Schlitzer»-Inserats zu bedingten Geldstrafen verurteilt worden.

Seine Klienten bei den Rassismusklagen stehen zum Teil selbst in einem zweifelhaften Ruf. 2012 vertrat Gibor bei einem Prozess gegen SVP-Politiker Ulrich Schlürer einen Mann palästinensischer Herkunft, der zuvor mit fragwürdigen Äusserungen gegenüber Homosexuellen aufgefallen war. Und der Privatkläger gegen den Komiker Massimo Rocchi, ein Basler Musiker, ist selber wegen Verstosses gegen die Rassismus-Strafnorm erstinstanzlich verurteilt worden. Es zeigt sich: Wer bei solchen Fragen dünnhäutig ist, sich rasch in seinen Gefühlen verletzt fühlt, ist oft selbst nicht der toleranteste Mensch. Gibor sieht darin kein Dilemma: «Ich bin nicht mandatiert, meine Klienten zu erziehen. Mein Mandatsvertrag ist fallbezogen. Im Übrigen sehe ich keine Veranlassung, über meine Klienten zu sprechen.»

#### **Strafrecht als moralischer Standard**

Gibor gilt als hartnäckiger Anwalt, als einer, der gerne auf Konfrontationskurs geht. Hört man sich unter Zürcher Anwälten um, reagieren einige mit Stirnrunzeln, wenn der Name Gibor fällt. «Zu ihm sage ich nichts, sonst werde ich

auch noch verklagt», so eine Reaktion. Kürzlich liess Gibor gegen den Thurgauer Rechtsanwalt und SVP-Politiker Hermann Lei gleich mehrere Verfahren einleiten, weil dieser in der *Schweizerzeit* einen kritischen Artikel über ihn geschrieben hatte. Gibor fordert, der beanstandete Text müsse aus dem Netz entfernt werden, die noch auf der Redaktion vorhandenen Exemplare der *Schweizerzeit* seien zu vernichten. Zudem hat er ein straf- und zivilrechtliches Verfahren gegen Lei eingeleitet. Die *NZZ am Sonntag* schrieb von einem «bizarren Justizstreit». Weshalb diese Aufregung? «Mein Ruhepuls ist stabil. Lei darf sich kritisch zu mir äussern, wenn ihn das erfüllt. Aber er soll der Wahrheit verpflichtet bleiben und die Standesregeln beachten.»

---

**«Zu Gibor sage ich nichts, sonst werde ich auch noch verklagt», sagt ein Anwaltskollege.**

---

Erwachsene Menschen, so würde man meinen, müssen doch nicht jede Auseinandersetzung vor Gericht austragen, schon gar nicht, wenn es um Gesinnungsäusserungen geht. Wer sich zum Beispiel auf ungebührliche Weise rassistisch äussert, wird von der Gesellschaft geächtet. Reicht das nicht aus? «Hat es denn bisher ausgereicht, um Millionen Unschuldige vor Verfolgung, Unterdrückung und Mord zu schützen? Wem die Schreckensbilanz des Faschismus vor Augen steht, der müsste nach menschlichem Ermessen für alle Zeiten gegen solche Ideologien immun sein. Die jüngsten Rassismusberichte in Europa und auch in der Schweiz geben indes sehr wohl Anlass zur Besorgnis.»

Geht es ums Grundsätzliche, kommt Gibor richtig in Fahrt. «Bei der Rassendiskriminierung geht es nicht um Gesinnung, sondern um öffentlich verübte Straftaten, um Hetze, Ausgrenzung und Menschenverachtung. Genau genommen aber auch um Vorbereitungshandlungen zu Gewaltverbrechen. Wort, Schrift und Bild stehen am Anfang jeder unheilvollen Entwicklung. Hält man diese nicht auf, sterben Menschen.»

Dass es Bestrebungen gibt, die Antirassismus-Strafnorm wieder aufzuheben, hält er für fatal. Er findet, das Strafrecht habe sich zu einem moralischen Standard etabliert: «Schon die blosse Existenz einer Strafandrohung dürfte Einfluss auf die Wertvorstellungen und die Verhaltensweisen der Bevölkerung haben. Eine rechtsstaatliche Kultur wie die unsrige bleibt darauf angewiesen, dass sie Werte und Unwerte klar benennt. Entfällt die Norm, so entsteht der Eindruck, Rassismus sei auch sozialetisch nicht mehr zu missbilligen.»

Glaubt er tatsächlich, Rassismus lasse sich mit einem Verbot eliminieren? «Nein, ein Verbot allein reicht natürlich nicht», sagt er. Aber das gelte ja für jedes Unrecht, vom Mord bis zum geringfügigen Diebstahl. ○

# Allseits Klarheit

Die Parteien drückten sich vor den Wahlen um eine EU-Debatte, schimpfen Kritiker. Dabei steht spätestens seit einer Diskussion des Nationalrats letzte Woche fest: Die Schweiz wehrt sich gegen eine weitere Annäherung. Von Markus Schär



«Wir haben uns manchmal sogar verstanden»: Aussenminister Burkhalter.

Kathy Riklin regte sich auf. «Herr Bundesrat», schnaubte die CVP-Nationalrätin aus Zürich, «ich verstehe nicht, wieso Sie diese Motion annehmen wollen.» Der Vorstoss der SVP-Fraktion hielt eigentlich nur fest, was die Aussenpolitische Kommission (APK) des Nationalrats an ihrer Sitzung vom 22. Oktober 2013 entschieden hatte, ohne dass sich Bundesrat Didier Burkhalter dagegen gewehrt hatte. Die Landesregierung hatte denn auch am 26. Februar 2014 Zustimmung empfohlen – gut zwei Wochen nach der Abstimmung über die Masseneinwanderungsinitiative. Wie die Regierung dazu komme, ging Kathy Riklin den Aussenminister an: «Das war eine chaotische Sitzung, und die Entscheide entsprechen eigentlich nicht jenen einer reflektierten APK-Sitzung.»

Der Mangel an ordentlicher Reflexion lag für die Wortführerin der CVP wohl daran, dass sie selber nicht an der Sitzung in Genf teilgenommen hatte. SVP-Mann Roland Rino Büchel fragte deshalb den Aussenminister: «Können Sie bestätigen, dass es eine ganz gute und absolut nicht chaotische Sitzung war?» Das tat Didier Burkhalter denn auch lächelnd. «Wenn man es chaotisch findet, dass alle sich ausdrücken können, dann war diese Sitzung in der Tat chaotisch», belehrte er die Zürcher Mittelschullehrerin. «Wenn man es aber für chaotisch hält, dass man einander nicht zuhört, dann war diese

Sitzung überhaupt nicht chaotisch. Wir haben uns perfekt zugehört und manchmal sogar verstanden.»

Worum ging es überhaupt? In den letzten Monaten warfen vor allem linksdrehende Politiker und Journalisten den Bürgerlichen vor, sie wollten sich vor den Wahlen um eine Diskussion über das Verhältnis der Schweiz zur EU drücken; SP-Präsident Christian Levrat schimpfte gar, FDP und CVP blockten eine Debatte im Parlament ab. Doch letzte Woche, in der Sondersession des Nationalrats, fand diese Debatte unverhofft statt. Seither ist eigentlich alles klar – aber das ist der SP auch nicht recht.

An ihrer Sitzung im Herbst 2013, beim Beraten des Mandats für die Verhandlungen über ein Rahmenabkommen mit der EU, legte die Aussenpolitische Kommission «strategische Positionen zum Verhältnis der Schweiz zur Europäischen Union» fest, zumeist mit überraschend deutlichen Mehrheiten. «Es ist bedeutungsvoll, dass das Parlament und der Bundesrat und hernach vor allem die Verwaltung diese Positionen zur Kenntnis nehmen und verinnerlichen», meinte die SVP-Fraktion; deshalb hielt sie die Beschlüsse in ihrer Motion fest, «so dass in Fragen der schweizerischen Souveränität allseits Klarheit herrscht».

Der Bundesrat teile die Positionen, sagte Didier Burkhalter, als der Nationalrat die Motion

eineinhalb Jahre nach der Einreichung endlich beriet: «Und wir haben diese Position auch der EU mitgeteilt.» Ebenso klar war die Haltung des Parlaments, die Abstimmung über die einzelnen Punkte lässt keine Frage offen:

1 — Der EU ist unmissverständlich darzulegen, dass die Schweiz ein von der EU unabhängiger Staat ist. Die Schweiz will der EU weder auf direktem noch auf indirektem Weg beitreten (112 Ja gegen 78 Nein, geschlossen SP, GP, GLP, BDP; von CVP/EVP: de Buman, Lohr, Meier-Schatz, Neiryneck, Riklin, Schmid-Federer, Streiff, FDP: Markwalder).

2 — Die Schweiz unterhält mit der EU Beziehungen auf vertraglicher Ebene, insbesondere, um den gegenseitigen Marktzutritt zu erleichtern. Aber die Schweiz ist nicht Mitglied des europäischen Binnenmarktes und hat auch nicht die Absicht, dies zu werden (110 Ja gegen 75 Nein, geschlossen SP, GP, GLP, BDP; von CVP/EVP: Meier-Schatz, Neiryneck, Riklin, Schmid-Federer, FDP: Markwalder).

3 — Die Schweiz schliesst keine Verträge ab, welche ihre Souveränität generell rechtlich oder faktisch einschränken. Insbesondere kann und wird sich die Schweiz nicht verpflichten, das zukünftige EU-Recht in heutigen oder in zukünftigen bilateralen Verträgen automatisch zu übernehmen und sich der EU- oder der EWR-Gerichtbarkeit zu unterstellen (97 Ja gegen 91 Nein, geschlossen SP, GP, GLP, BDP; von CVP/EVP: Amherd, Bulliard, de Buman, Hummel, Lohr, Meier-Schatz, Müller-Altarmatt, Neiryneck, Riklin, Schläfli, Schmid-Federer, Schneider-Schneiter, Streiff, FDP: Markwalder).

4 — Das Beitrittsgesuch der Schweiz zur EU wird als gegenstandslos betrachtet (121 Ja gegen 48 Nein von SP, GP, GLP, CVP/EVP: Amherd, de Buman, Meier-Schatz, Neiryneck, Riklin, Schmid-Federer).

Fazit: Der Nationalrat und wohl auch der Ständerat, der die Motion später berät, halten an der Eigenständigkeit der Schweiz fest und wehren sich gegen eine weitere Annäherung an die EU. Das war allzu klar für jene, die eine Europa-Debatte fordern: Die Deutschschweizer Medien gingen kaum auf die Positionen ein, die Westschweizer Blätter schrieben lieber über eine SP-Motion, die «die Partnerschaft mit Europa sicherstellen» will. Und *Le Temps* fand einen welschen Freisinnigen, der anonym gestand, die klare Haltung der FDP sei «Wahlkampfaktik»: Sie wolle einfach die SVP nicht verärgern. ○



Stich für Stich handgenäht:  
flexibel und äusserst haltbar



Mit schicker Tabaksbeutel-  
schnürung



z.B.

**HELVESKO**  
SWISS MADE

**ANTIA**

fuchsia, grau, beige  
Gr. 35-43

zum Kennenlernpreis  
bis 27.05.15

**159.-**  
statt 229.-

HELVESKO, LadySko und dansko-Bequemschuhe werden exklusiv für HELVESKO AG in der **SCHWEIZ** und in **EUROPA** produziert, mit viel Handarbeit für beste Qualität.

### Bestellen Sie über den Versand

Gerne senden wir Ihnen **gratis** unseren 112-seitigen Frühling-/Sommer-Katalog 2015:

HELVESKO AG / Kreuzmatte 10 / 6260 Reiden LU

Tel. 061 816 98 88 / Fax 061 816 98 80

Das gesamte Sortiment finden Sie auch unter: [www.helvesko.ch](http://www.helvesko.ch)

### Besuchen Sie unsere Fachgeschäfte

Arisdorf (BL), Basel (BS), Chur (GR), Gossau (SG), Ittigen (BE),  
Luzern (LU), **NEU in Reiden (LU): Hauptgeschäft**, Möhlin (AG),  
Schlatt/Neuparadies (TG), Urdorf (ZH)

Weitere Fachgeschäfte in: Genf, La Chaux-de-Fonds, Lausanne,  
Losone, Sion, Yverdon

*Entdecken Sie die bequemsten Schuhe Ihres Lebens!*

**HELVESKO**   
SWISS MADE

*LADYSKO*

**dansko**

# Deutscher Phantomschmerz

Die vermeintlichen Leiden der Deutschen, die dazu verurteilt worden sind, Tag für Tag mit biestigen Eidgenossen schufteln zu müssen, sind ein medialer Dauerbrenner. Doch der Realität halten weder die zahllosen Storys noch neue Studien stand. *Von Wolfgang Koydl*



*Sich fremd zu fühlen, muss kein Nachteil sein.*

Vor Jahren kannte ich einen jordanischen Journalisten, der – wie die meisten seiner arabischen Berufskollegen – gründliche Recherche und belegbare Fakten bestenfalls als unverbindlichen Zierrat, wenn nicht als störendes Hindernis empfand. Seine Überzeugung pflegte er mit entwaffnender Ehrlichkeit darzulegen: «Ich weiss, dass die Geschichte nicht stimmt. Aber es ist eine gute Geschichte.»

Die professionellen und ethischen Grundsätze im Schweizer Journalismus sind fraglos auf höherem Niveau. Doch bei manchen Themen scheint auch hier die Versuchung gross, sich die schöne Geschichte nicht von lästigen Fakten kaputtmachen zu lassen. Ein solcher Dauerbrenner sind die vermeintlichen Leiden der Deutschen, die dazu verurteilt worden seien, Tag für Tag zusammen mit biestigen Eidgenossen schaffen zu müssen – sei es an der Aldi-Kasse, im Redaktionsbüro, im Spital oder in der Teppichetage eines SMI-Unternehmens.

Kaum ein zweites Thema wird begieriger aufgegriffen, reportiert und kommentiert, nur um anschliessend zuverlässig von deutschen Medien übernommen und durchgekaut zu werden, bevor man sich dann abermals in der Schweiz über die selbstverständlich völlig überzogene Reaktion aus dem Nachbarland empören kann. Nicht auszuschliessen ist auf deutscher Seite ein klammheimliches maso-

chistisches Vergnügen, weil man endlich mal Opfer und nicht immer nur Täter ist. Auch wenn es zahllose Beispiele glücklicher und zufriedener Deutscher im helvetischen Arbeits- und Freizeitalltag gibt: Was nicht sein darf, das kann nicht sein. Bewegt beklagt man das tragische Schicksal der Teutonen. Tatsächlich verbirgt sich dahinter oft eine Mischung aus Scheinheiligkeit und Schadenfreude: Selber schuld – warum seid ihr hierhergekommen?

## «Das Leiden unserer Nachbarn»

Dabei erliegen die Journalisten zwei Trugschlüssen: Zum einen handelt es sich um keine Schweizer Debatte, ja nicht einmal um eine deutschschweizerische Diskussion, sondern ausschliesslich um eine Zürcher Spezialität. In Bern, Basel oder St. Gallen sieht man die Anwesenheit deutscher Mitarbeiter wesentlich entspannter. Dort scheinen sie auch nicht so sehr unter den gefühlkalten Schweizern zu leiden.

Zum anderen gibt es keine belegbaren Beweise, dass die These auch tatsächlich stimmt. Das gilt ebenso für jene Studie, welche die Wiener Wirtschaftsuniversität kürzlich gemeinsam mit der Universität St. Gallen erstellte und die vor ein paar Tagen den üblichen Sturm in den Zürcher Blättern und Sendern entfachte: «Das Leiden unserer Nachbarn», titelte *Watson*, «Deutsche tun sich hier noch immer schwer»,

sekundierte 20 Minuten, auch der *Tages-Anzeiger* sorgte sich um die «Germanen in der Eidgenossenschaft»: «Neue Zahlen zeigen, woran die Deutschen hierzulande am meisten leiden.»

Viel kann es nicht sein, wenn man die Studie aufmerksam und ohne Vorurteil liest. Ja, manche fühlten sich in Geschäften, Restaurants und anderswo schlecht und unhöflich behandelt. Als vermutete Gründe konnten die Probanden mehrere Möglichkeiten ankreuzen: Gewicht, Aussehen, Körpergrösse, Alter – oder Nationalität. Da muss man schon sehr paranoid sein, um anzunehmen, dass ein Kellner seinen Zorn über einem Gast ablädt, weil der ein Zwerg und übergewichtig ist, und nicht, weil er «jetzt aber mal zack, zack ein Bier kriegt». Hinzu kommt: Wer sucht schon die Schuld bei sich persönlich, wenn er sie einer übergeordneten Gruppe zuschieben kann, der man zufälligerweise angehört?

Die überwiegende Mehrheit der Deutschen freilich, und das belegt sogar die Studie, fühlen sich nicht ausgeschlossen, verfolgt, gedemütigt oder verspottet. Nur zwei Prozent versuchen zu verbergen, dass sie Deutsche sind, 81 Prozent tun das nie. (Es würde ihnen vermutlich auch gar nicht gelingen.)

Nur auf den ersten Blick widersprüchlich ist eine Zahl, mit der die Deutschenfeindlichkeit bewiesen werden soll: 70 Prozent gaben an, sich etwas, stark oder sehr stark fremd in der Schweiz zu fühlen. Erstaunlicherweise gab eine fast gleich grosse Zahl an, sich in der Schweiz willkommen zu fühlen. Das ist kein Gegensatz. Sich fremd zu fühlen, muss kein Nachteil sein. Eine fremde Kultur – und darum handelt es sich bei den Deutschen in der Schweiz allemal – kann als abwechslungsreich, stimulierend und grundsätzlich positiv empfunden werden – gerade weil man weiss, dass man nie wirklich dazugehört wird. Nur wer im Gastland nicht akzeptiert, von Kollegen geschnitten und gemobbt wird, der leidet wirklich.

Aber das ist keine Besonderheit von Deutschen in der Schweiz. Das ergeht dem Schweizer, der in Berlin, Bordeaux oder Birmingham sein Brot verdient, ganz genauso. Ebenso wie dem Vorarlberger Pendler in Buchs und St. Margrethen oder dem französischen Uhrenarbeiter in Genf oder in Neuenburg.

Ganz zu schweigen von einem Berner, den es in ein Zürcher Grossraumbüro verschlagen hat. Dabei kann der noch von Glück sagen. Er muss nur einmal einen Basler fragen. Wo bleiben die einschlägigen Studien? ○

# Schock-Video mit Botschaft

Ein brachialer Kurzfilm der Lausanner Polizei zeigt die Gefahren des Mobiltelefons beim Betreten eines Fussgängerstreifens. Die sarkastische Zurschaustellung eines tödlichen Unfalls gibt zu reden. Haben die Polizeibehörden wirklich klug gehandelt? Von Matthias Aebischer

Über 3 Millionen Mal wurde der Präventions-spot der Lausanner Polizei innert einer Woche angeklickt. Das ist in der Kategorie «Prävention» Weltrekord. Zu sehen ist im Sechzig-Sekunden-Spot ein diabolischer Dandy, der erklärt, wie man sich aus dem Leben zaubern kann. Nämlich indem man während des Laufens mit Kopfhörern Musik konsumiert und aufs Smartphone schaut. Zu sehen ist denn auch ein schrecklicher Unfall auf einem Fussgängerstreifen, der auf der Tonebene mit lautem Geschrei von Schauspielerinnen untermalt wird. Als langjähriger Fernsehmacher darf ich sagen, dass das Video von der Machart her höchsten Ansprüchen genügt. Als Präsident der Vereins Fussverkehr Kanton Bern begrüsse ich den Präventionsspot ebenfalls.

## Mit voller Wucht

Denn die im Video angesprochene Gefahr, die Ablenkung durch «Texting while walking», ist ein neues Phänomen, das leider schon zu vielen Unfällen mit Schwerverletzten und Toten geführt hat. In den USA liess man 138 College-Studentinnen und -Studenten Strassen queren. Dazu mussten sie entweder telefonieren, Musik hören oder Texte in ihr Smartphone eintippen. Das Resultat zeigt, dass die «Texting while walking»-Studenten viel öfter in virtuelle Unfälle verwickelt werden als mu-

---

Alleine auf der News-Plattform von 20 Minuten wurde das Video 1,7 Millionen Mal angeklickt.

---

sikhörende oder telefonierende. Eine Beobachtungsstudie zeigt zudem, dass rund sieben Prozent aller Leute, die eine Strasse queren, Texte in ihr Handy schreiben. Ich mache es auch. Und seien Sie ehrlich, Sie gehören ab und zu auch zu diesen sieben Prozent.

Vorgestern warf ich während des Velofahrens einen kurzen Blick auf mein Handy, um den Anrufer zu eruieren. Eine Frau öffnete wenige Meter vor mir unachtsam die Fahrertür ihres parkierten Autos. Der Zusammenprall zweier Unachtsamer konnte nur mit viel Glück verhindert werden. Auch glimpflich ausgegangen ist ein Zusammenstoss in der Berner Bahnhofshalle zwischen mir und einer jüngeren Frau, welche seitlich aus einer Türöffnung eines Ladenlagers gelaufen kam. Ich war am «Texting while walking» und prallte mit voller Wucht in sie. Sie blieb glücklicher-



Internationaler Quotenhit: Präventionsfilm der Lausanner Polizei.

weise unverletzt, mein Smartphone erlitt Totalschaden.

Dass es ein solches Präventionsvideo braucht, dürfte also unbestritten sein. Bleibt die Frage: Darf man das? Darf die Lausanner Polizei in dieser sarkastischen Art und Weise und mit der Zurschaustellung eines tödlich endenden Unfalls Prävention betreiben? Ich persönlich bin klar der Meinung: Sie darf das. Ich habe selber Kinder im Smartphone-Alter. Sie haben dieses Video gesehen und in der Schule unter sich auch diskutiert. Wer heute Jugendliche erreichen will, muss ab und zu brachial vorgehen und Ideen kreieren, welche im medienüberfluteten Zeitalter aus der breiten Masse herausragen. Das Video ist, wie eingangs erwähnt, ein Quotenhit. Allein auf der News-Plattform von 20 Minuten wurde es 1,7 Millionen Mal angeklickt.

Doch nicht nur in der Schweiz, auch im Ausland ist der Spot ein Renner. Mehrere Leitmedien in verschiedenen Ländern haben prominent darüber berichtet. So wurde das Video etwa von der italienischen Zeitung *Corriere della Sera*, vom französischen Fernsehsender TF 1 und auch von der Tageszeitung *Le Figaro* ins Internet gestellt. Gemäss den Kommentaren nicht zuletzt auch deshalb, weil das Problem des «Texting while walking» anerkannt wird. Im Moment fehlen verlässliche Angaben über Unfälle zum Thema. Auch in der Schweiz gibt

es noch keine Statistik über die Anzahl «Texting while walking»-Unfälle. Fakt ist, dass in der Schweiz im Vergleich zu andern europäischen Ländern viel mehr Strassenverkehrs-unfälle mit Fussgängern registriert werden. 1300 schwerverletzte Fussgängerinnen und Fussgänger gibt es in der Schweiz jährlich. Noch immer sterben in der Schweiz jedes Jahr rund zwanzig Menschen auf Fussgängerstreifen.

## Entwicklungsland Schweiz

In den skandinavischen Ländern ist die Zahl der Unfallbetroffenen nach Einführung von rigorosen Sicherheitsmassnahmen rund um die Fussgängerstreifen massiv gesunken. So gibt es mittlerweile Jahre, in denen in Schweden, Norwegen und Finnland keine einzige Person auf einem Fussgängerstreifen stirbt. Die Schweiz ist punkto Fussgängersicherheit immer noch ein Entwicklungsland. Da bin ich froh, dass solche Videos wie jenes der Lausanner Polizei die Leute wachrütteln. Ganz besonders, wenn es die Jugendlichen anspricht. Ich hoffe, dass auch in der Schweiz die Anzahl der Fussgängerinnen und Fussgänger, welche den Unfalltod erleiden, rasch abnehmen wird.

Matthias Aebischer ist seit 2011 SP-Nationalrat. Davor war er Redaktor, «Tagesschau»- und «Club»-Moderator beim Schweizer Fernsehen. Video abrufbar unter: [weltwoche.ch/polizei](http://weltwoche.ch/polizei)

# «Die Koffer stets griffbereit»

Lucien Favre ist der erfolgreichste Schweizer Fussballtrainer der Gegenwart. Als er 2011 Borussia Mönchengladbach übernahm, war der traditionsreiche Klub am Ende. Heute gehören seine Fohlen zu Europas Spitze. Ein Gespräch über seine Anfänge, seine Vorbilder und das Leben nach der Bundesliga. *Von Thomas Renggli*

**Herr Favre, Sie sind im Waadtländer Dörfchen Saint-Barthélemy auf einem Bauernhof aufgewachsen. Wie sehr prägte Sie Ihre Herkunft?**

Die Herkunft prägt jeden Menschen – und ich habe fantastische Erinnerungen an meine Kindheit. Ich bin in einfachen Verhältnissen gross geworden und bin sehr naturverbunden. Der Sport spielte schon damals eine zentrale Rolle. Ich erinnere mich, wie wir im Dorf Ski gelaufen sind und auf den gefrorenen Weihern und Flüssen Eishockey gespielt haben. Und natürlich war da der Fussball: Mit meinen Schulfreunden habe ich jede freie Minute auf der Strasse gekickt. Das war ein ganz anderes Leben, in einer ganz anderen Zeit – vor fast einem halben Jahrhundert.

**Kann man die Arbeit auf einem Bauernhof mit derjenigen in einem Fussballklub vergleichen?**

*(Lacht)* Das ist ein ganz schwieriger Vergleich. An beiden Orten muss man früh aufstehen und hart arbeiten. Ohne Leidenschaft und Hingabe geht nichts. Der Beruf ist an beiden Orten eine Berufung. Aber wo muss man heute nicht hart arbeiten? Der Konkurrenzkampf ist in jedem Job gross. Überall muss man sich weiterentwickeln und stetig verbessern wollen. Wer keinen Spass an der Weiterentwicklung und keine Freude an der Arbeit hat, bleibt stehen.

**Die Zeit beschrieb Sie als «Fohlenflüsterer» – in Anlehnung an den Spitznamen Mönchengladbachs: die «Fohlenelf». Ehrt Sie das?**

Es zeigt mir, dass ich mit dem Klub identifiziert werde – und wie schnell die Zeit vergeht. Ich habe meine Arbeit in Mönchengladbach im Februar 2011 angetreten, stehe also in meinem fünften Jahr. Als ich den Klub übernahm, lagen wir am Tabellenende, waren mit nur 16 Punkten nach 22 Spielen quasi klinisch tot. Die Rettung in der Rückrunde war ein Schlüsselerlebnis. Sie besass schon fast die Bedeutung eines Titelgewinns und löste eine wahre Euphorie aus. In der folgenden Saison übertrafen wir mit dem vierten Platz alle Erwartungen. Der Erfolg

hatte die Konsequenz, dass wir auf dem Transfermarkt viele Spieler verloren und zu einem Neuaufbau gezwungen wurden. Dank der hervorragenden Nachwuchsabteilung und einer klugen Transferstrategie können wir uns in der Spitzengruppe halten. Jetzt geht es darum, die Mannschaft auf hohem Niveau zu stabilisieren und zu konsolidieren.

**Der Schatten der Vergangenheit ist in Mönchengladbach lang. Fünf Meisterschaften in den siebziger Jahren, die Uefa-Pokalsiege 1975 und 1979, das sagenumwobene 7:1 gegen Inter Mailand 1971 im annullierten «Büchsenwurfspiel» und drei deutsche Pokalsiege, der letzte 1995. Sie spielen auch gegen die alten Erfolge. Stört Sie das?**

So ist der Fussball – das gehört zum Wesen dieses Sports. Die Fans träumen gerne von

**«Ich wusste am Anfang nicht, ob ich wirklich Trainer werden wollte.»**

der erfolgreichen Vergangenheit, ja verklären sie. Das war in Zürich nicht anders. Was haben die Fans nicht immer von den alten Helden Köbi Kuhn, Fritz Künzli oder Karl Grob geschwärmt! Daraus nahmen sie ihre Hoffnung auf bessere Zeiten. Als wir 2006 Schweizer Meister wurden, lag der letzte Gewinn des nationalen Championships 25 Jahre zurück. Bei allen Träumereien ist es aber entscheidend, dass der Trainer und die Spieler auf dem Boden der Realität bleiben.

**Die temporeiche und offensive Spielweise von Borussia Mönchengladbach erinnert tatsächlich an die siebziger Jahre ...**

... ohne zu kämpfen, kann man in der Bundesliga nicht gewinnen. Uns fällt das Siegen nie leicht, dafür ist die Leistungsdichte zu gross. Bayern München steht über allem – mit ganz anderen finanziellen Möglichkeiten als wir. Aber auch Klubs wie Dortmund, Leverkusen, Wolfsburg oder Schalke kämpfen mit längeren Spiessen. Doch gerade die Hinrunde von Borussia Dortmund macht deutlich, wie schmal der Grat ist, auf dem man sich in dieser Liga bewegt.



*«Man spricht wieder mit Respekt von der Borussia»:*

**Bayern München spielt mit einem Budget von zirka 530 Millionen Euro finanziell in einer eigenen Liga. In Mönchengladbach würde der Betrag für ungefähr vier Saisons reichen. Ist diese unterschiedliche Ausgangslage gelegentlich frustrierend?**

Nein, eher motivierend. Wie gesagt: Geld ist nicht alles. Würden allein die finanziellen Möglichkeiten entscheiden, wäre Bayern München als Meister jedes Jahr gesetzt. Doch 2009 gewann Wolfsburg den Titel, 2011 und 2012 siegte Borussia Dortmund. Fussball ist eine Rechnung mit vielen Unbekannten.

**Trotzdem werden die Grossen immer grösser und reicher – und die Top-Ligen in ganz Europa mehr und mehr zu Zweiklassen-**



Trainer Favre.

**gesellschaften. Wie kann dieser Trend gestoppt werden?**

Diese Entwicklung ist auf die Champions League zurückzuführen, in der die grössten Geldsummen zu gewinnen sind. Letztlich sind es oft die gleichen Klubs, die diese Prämien unter sich ausmachen. Deshalb wäre es für uns ein ganz wichtiger Schritt, wenn wir uns für die Champions League qualifizieren könnten. Der Einzug in die Königsklasse würde uns sportlich und wirtschaftlich auf ein neues Niveau heben.

**Wie kann ein Klub wie Borussia Mönchengladbach angesichts der wirtschaftlichen Übermacht der Bayern konkurrenzfähig bleiben?**

Ausbildung und Talent-Scouting sind unsere einzigen Möglichkeiten, mit den wirtschaftlich potentesten Klubs mithalten. Eigentlich möchte ich noch konsequenter auf eigene Junioren setzen, als wir das eh schon tun. Das muss unser Weg sein – und er wird es sein. Und dann geht es darum, die Mannschaft zusammenzuhalten. Aber natürlich ist das sehr schwierig. Denn mit jedem Erfolg wachsen die Begehrlichkeiten und Einflüsse von aussen. Aber auch in dieser Beziehung würde uns die Champions-League-Teilnahme in die Karten spielen. Wir hätten quasi einen neuen Trumpf in der Hand.

**Gisela Weisweiler – die Witwe des unvergesslichen Hennes Weisweiler – hat in einem Zeitungsinterview unlängst gesagt:**

**«In Lucien Favre erkenne ich meinen Mann wieder.» Was sagen Sie dazu?**

Ich bedanke mich für dieses Kompliment. Ich kann mich gut an Herrn Weisweiler aus seiner Zeit bei den Grasshoppers erinnern. Ich spielte damals bei Servette. GC zelebrierte einen schönen, attraktiven Fussball. Weisweiler stand für das kreative und intelligente Spiel. Er schlug mich für die Wahl zum Fussballer des Jahres 1983 vor. Das behalte ich immer in bester Erinnerung. *(Schmunzelt)*

**Gibt es für Sie Vorbilder im Trainergeschäft?**

Weisweiler ist definitiv ein Vorbild. Mit seiner Art, Fussball spielen zu lassen, war er der Zeit voraus. In Mönchengladbach ist er Teil der Klubgeschichte und des öffentlichen Kulturguts. An ihm kommt niemand vorbei. >>>

**Sie blieben in den ersten achtzehn Spielen dieser Saison ungeschlagen und knackten damit einen Uralt-Rekord aus der Weisweiler-Ära (1970/71). Was bedeutet Ihnen das?**

Es bestätigt mir, dass wir auf gutem Weg sind, dass wir schon eine erstaunliche Konstanz erreicht haben, in einer Liga notabene, in der der Konkurrenzkampf sehr gross ist. Wenn Klubs wie der Hamburger SV oder der VfB Stuttgart – beides ehemalige Meister – in den Abstiegskampf involviert sind, sagt das alles über die Leistungsdichte.

**Wie wichtig ist es für Sie, schönen Fussball zu zeigen?**

Selbstverständlich zählt am Schluss in erster Linie der Erfolg. Der Weg dorthin ist wie das Zusammensetzen eines komplizierten Puzzles. Die defensive Basis muss solid sein, die Laufwege der Spieler müssen abgestimmt sein. Um schönen Fussball zu zeigen, braucht es Solidarität und mannschaftliche Geschlossenheit bei individueller Klasse auf jeder Position. Der Schlüssel dazu liegt in einem kontinuierlichen Aufbau und einem nachhaltigen Entwicklungsprozess. Nur wenn die Mannschaft eine gewisse Zeit zusammenbleibt, ist dieser schöne Fussball möglich. In Zürich war das der Fall.

**Was bedeuten Ihnen Zuneigung und Akzeptanz der Fans?**

Sie sind sehr wichtig, weil sie Wertschätzung und Respekt ausdrücken. Letztlich ist die öffentliche Begeisterung auch ein Nährboden des Erfolgs. In Zürich konnten wir die Publikumszahlen kontinuierlich steigern, bis in den fünfstelligen Bereich. In Mönchengladbach befinden wir uns in einer ganz anderen Ausgangslage – mit einem fantastischen Stadion und einem Durchschnitt von über 50 000 Zuschauern. Unglaublich! Mönchengladbach hat sich in den letzten Jahren wieder zu einer sehr guten Adresse entwickelt – mit einer Ausstrahlung über die Landesgrenzen hinaus. Man spricht wieder mit Respekt von der Borussia als internationaler Marke. Das macht mich stolz.

**Als Fussballer waren Sie ein Künstler, der vor allem von seinen technischen Fähigkeiten lebte. Als Trainer gelten Sie als akribischer Schaffer, der am Morgen als Erster auf dem Trainingsplatz ist – und am Abend als Letzter geht. Ist dies kein Widerspruch?**

Was Sie sagen, ist nicht die ganze Wahrheit. Ich trug als Fussballer zwar die Nummer 10 und war technisch gut. Aber gleichzeitig bin ich viel gelaufen und habe konsequent an meiner Physis gearbeitet. Ohne Konditions- und Krafttraining hätte ich kaum dieses Niveau erreicht. Im Zentrum stand und steht für mich aber immer der Ball. Wenn mir ein Ball über den Weg rollt, kann ich nicht anders, als ihn zu kicken.

**Minutiös sind Sie auch Ihre Trainerkarriere angegangen. Sie begannen in Echallens in der ersten Liga. Dann ging es Schritt für Schritt aufwärts – Yverdon (Aufstieg in die Nationalliga A), Servette (Cup-Sieg), FC Zürich (zweimal Meister/Cup-Sieger), Hertha, Borussia Mönchengladbach. Lässt sich eine Trainerkarriere planen?**

Jein. Ich wusste am Anfang nicht, ob ich wirklich Trainer werden wollte, und habe mich kontinuierlich an die Aufgabe herangetastet. In Echallens begann ich 1991 als Assistent der C-Junioren, um den Verein von Grund auf kennenzulernen. In der damaligen Mannschaft stand übrigens ein Jüngling namens Ludovic Magnin. Dann übernahm ich zunächst die A-Junioren und schliesslich die erste Mannschaft, mit der ich in die Nationalliga B aufstieg. Über den Posten als Sportchef für den Nachwuchs von Xamax Neuenburg führte mein Weg nach Yverdon. Mit dem Aufstieg in die Nationalliga A eröffneten sich mir neue Möglichkeiten. Der Beruf des Trainers ist ein stetiger Lernprozess.

---

**«Wenn du zwanzig Jahre als Trainer arbeitest, wirst du bestimmt zweimal entlassen.»**

---

**Es heisst, ein Trainer sei erst dann ein richtiger Trainer, wenn er einmal entlassen wurde. Sie wurden bei Hertha entlassen. Wie einschneidend war diese Erfahrung?**

Es war definitiv keine schöne Erfahrung. Aber als Trainer muss man immer mit allem rechnen und die Koffer stets griffbereit haben. Wenn du zwanzig Jahre als Trainer arbeitest, wirst du bestimmt zweimal entlassen.

**Wie denken Sie generell über die Position der Trainer? Sind Trainer letztlich immer das schwächste Glied in der Kette?**

Ich denke positiv und schaue immer nach vorn. Ich probiere mich täglich zu verbessern und neue Wege einzuschlagen – neue Übungen zu entwickeln, neue Methoden zu testen. Von zentraler Bedeutung im Traineralltag ist die Kommunikation – die Kommunikation mit den Spielern und den Assistenten, diejenige mit dem Sportchef, dem Präsidenten, dem Verband, den Schiedsrichtern oder mit dem Medienchef. Der moderne Trainer muss auch ein Kommunikationsprofi sein.

**Was würden Sie heute tun, wenn Sie nicht Trainer auf Top-Niveau geworden wären?**

Ich wäre wohl trotzdem im Fussball engagiert – vermutlich im Ausbildungsbereich. Wenn ich dereinst in die Schweiz zurückkehre, strebe ich eine Rolle im Management, Vorstand oder eben Ausbildungsbereich eines Klubs an.

**Zur Schweizer Liga: Basel spielt in der Champions League seit Jahren eine wichti-**

**ge Rolle. Der FC Zürich trotzte Mönchengladbach ein Unentschieden ab und gewann sogar gegen Villarreal. Welche Rolle würden die besten Schweizer Teams in der Bundesliga spielen?**

Ich nehme immer den FC Zürich in den Jahren 2006 und 2007 als Vergleichswert, als wir zweimal Meister wurden. Die damalige Mannschaft hätte in der Bundesliga keine schlechte Figur abgegeben. Oder der FC Basel: Wer Manchester United und Liverpool aus der Champions League wirft oder in der Europa League ins Halbfinale vorstösst, könnte auch in Deutschland mithalten. Wir leisten in der Schweiz im Nachwuchs und in der Trainerausbildung hervorragende Arbeit, entsprechend ist die Leistungsdichte deutlich gewachsen. Es ist kein Zufall, dass auch Klubs wie St. Gallen, Thun oder die Young Boys in den letzten Jahren auf europäischem Rasen ihre Spuren hinterlassen haben. Ich würde das Niveau der Super League mit den Top-Ligen in Holland, Dänemark oder Schweden vergleichen.

**Seit Sie in Mönchengladbach Trainer sind, ist die Borussia gerade für junge Schweizer Profis eine interessante Adresse geworden. Sind Marco Schönbächler und Fabian Schär schon auf dem Weg in den Borussia-Park?**

Schönbächler ist ein hervorragender Spieler für die Aussenbahnen oder als hängende Spitze. Aber auf dieser Position sind wir in Mönchengladbach derzeit ausgezeichnet besetzt. Solange das so bleibt, werden wir nicht aktiv. Wir müssen unser Budget einhalten. Auch Schär ist aktuell kein Thema. Grundsätzlich gibt es in der Schweiz viele interessante junge Fussballer. Ich denke an Breel Embolo vom FC Basel – ein herausragendes Talent. Wenn sich aber finanziell potentere Klubs so heftig um ihn bemühen, können wir nicht mithalten.

**Sie sind seit 2011 in Gladbach tätig – und damit neben Jürgen Klopp der dienstälteste Bundesligatrainer. Ihr Vertrag läuft bis 2017. Denken Sie mit 57 Jahren über diesen Termin hinaus?**

Nein. Der Vertrag mit Borussia gibt mir eine gewisse Sicherheit. Eine wirklich langfristige Planung ist als Trainer aber nie möglich. Momentan plane ich für die kommende Saison und hoffe, dass wir die Mannschaft zusammenhalten können.

**Aber wenn der Posten des Schweizer Nationaltrainers das nächste Mal frei wird, gehört Lucien Favre bestimmt zu den Kandidaten...**

Es ist fast schon logisch, dass mein Name dann zum Thema wird – schliesslich hatte ich in der Schweiz Erfolg und konnte mich nun auch in der Bundesliga durchsetzen. Ich bin bei Borussia Mönchengladbach aber wunschlos glücklich und konzentriere mich zu hundert Prozent auf unsere nächsten Herausforderungen. ○

# Der Schollentreue

Lucien Favre wird in Deutschland als geerdetes Gegenmodell zum Tiki-Taka-Guru Pep Guardiola vom FC Bayern gefeiert. Die steile Karriere des Waadtlander Bauernsohns lässt sich bereits aus seinen Anfängen als Trainer der Schülermannschaft von Echallens erklären. *Von Peter Hartmann*

Er ist ein Vaudois, ein Bauernsohn. Eine Krawatte trug er ein einziges Mal in seinem Leben, bei seiner Hochzeit mit Chantal. Auch sie kennt er aus dem Dorf, sie machte das Buffet bei einer Chilbi, und das ist nun schon über dreissig Jahre her. Ferien brauchen sie keine, sie fahren einige Wochen nach CH-1040 Saint-Barthélemy, zurück zu den Wurzeln, in ein Nest mit 785 Einwohnern zwischen Lausanne und Yverdon, wo fast alle Favre heissen. «Lulu» setzt sich dann ins Gras und atmet die Natur und denkt über das Leben nach, also über Fussball. Saint-Barthélemy hat nicht einmal ein Bistro, ist aber ein erstaunlicher Leuchtpunkt auf der Weltkarte. Hier hat in seinem Labor ein anderer Favre, der Lebensmittelingenieur Eric Favre, die Nespresso-Maschine erfunden. Hier ist auch Stan Wawrinka, der Tennisspieler, aufgewachsen; sein Vater und Lucien Favre gingen zusammen zur Schule.

Dass er jetzt, mit 57, in Deutschland mit Lobreden und Komplimenten überhäuft wird als geerdetes Gegenmodell des fast schon entzauberten Tiki-Taka-Gurus Guardiola beim FC Bayern (den er im März mit Borussia Mönchengladbach in München 2:0 besiegte), nimmt Favre wie der Bauer das Wetter. Seine Karriere ist schon aus den Anfängen erklärbar. Er begann im grösseren Nachbarort Echallens die Schüler zu trainieren, und nach vier Jahren landete er mit der Dorfmannschaft in der Nationalliga B. Der nächste Schritt führte ihn einige Kilometer weiter: nach Yverdon, dem Provinzhauptort, und zum Aufstieg in die Nationalliga A, mit einem brasilianisch anmutenden leichtfüssigen Stil, so wie er selber gespielt hatte, ehe ihm Gabet Chapuisat mit einer Amok-Attacke das Knie zerstörte.

## Sprung aus der Muttersprache

Er dachte schon als Spieler, als Nummer 10, wie ein Trainer. Karl-Heinz Rummenigge, der heutige Vorstandsvorsitzende von Bayern München, war sein Mitspieler bei Servette Genf und Zimmerpartner bei Auswärtsspielen. Favre raubte ihm den Schlaf mit stundenlangen Taktikvorträgen. Vielleicht, nichts ist unmöglich im Fussball, hört er sich Favre eines Tages wieder an – auf der Suche nach einem Nachfolger für Guardiola. Borussia Dortmund wollte ihn bereits für Jürgen Klopp aus Mönchengladbach weglocken, Favre, der Schollentreue, blieb.

Vor zwölf Jahren lenkte Sven Hotz, der langjährige Präsident des FC Zürich, seine Schicksalskugel. Hotz erinnert sich: «Ich war mit Jogi



«Alles einstudiert»: Favre mit Borussia Dortmund, 2011.

Löw in allen Punkten einig. Wir sassen in meinem Büro, er hätte nur noch unterschreiben müssen. Aber er zögerte und zögerte. Ich hatte noch einen weiteren Kandidaten, und als ich ihn im Training beobachtete, war mir klar: Das ist unser Mann.» Löw wurde Assistent des kurzzeitigen deutschen Bundestrainers Jürgen Klinsmann und dann selber Nationaltrainer und letztes Jahr Weltmeister. Lucien Favre aber, der zuvor mit dem FC Servette Genf den Schweizer Cup gewonnen hatte, wagte erstmals den Sprung aus der Muttersprache heraus in eine fremde Arbeitswelt und brachte den FCZ mit den Meistertiteln 2006 und 2007 in die Erfolgspur zurück.

In Berlin, mit Hertha, stiess er nochmals in eine neue Dimension vor. Vierter Platz in der Bundesliga auf Anhieb, danach die Entlassung und 2011 der Job als Nothelfer in Mönchengladbach im Ruhrgebiet, 250 000 Einwohner und eine Legendenvergangenheit mit Trainern wie Weisweiler und Lattek und Spielern wie Netzer, Bonhof, Stielike, Heynckes. Favre rettete den Klub.

In der Bundesliga wird die Offensive zur höchsten Tugend verklärt, je mehr Tore, desto glücklicher Publikum, Reporter und Fern-

sehen. Favre wurde anfänglich als Ideologe des «Konzeptfussballs» gebrandmarkt, das Schimpfwort für taktische Vorsicht und Defensive. Er selber sagt, sein Schlüsselerlebnis seien die zwei Wochen im Jahr 1993 als Hospitant bei Johan Cruyff in Barcelona gewesen, dem Propheten der Barça-Schule, die Barça gerade überwindet. Favre lässt längst einen bis ins letzte Detail geschliffenen Fussball spielen (Hitzfeld, halb bewundernd: «Alles einstudiert»), auf Abnützung des Gegners und messerscharfe Konter ausgerichtet wie einst in den sechziger Jahren Inter Mailand unter dem «Magier» Helenio Herrera. Nur statt Catenaccio ein engmaschiges, unerbittliches Pressing.

Zum grossen, bewundernswerten Trainer macht Favre die Gabe, Spieler zu verbessern, ihnen Selbstvertrauen einzufliessen. Sind sie Köhner geworden wie Reus und Neustädter oder jetzt Kruse und Kramer, werden sie verkauft. Er findet neue Balltalente. Wie den Brasilianer Raffael Caetano mit dem melancholischen Clownsgesicht, den er in Chiasso als 18-jährigen Desperado entdeckt hatte – sein Star beim FC Zürich, den er mitnahm nach Berlin und später nach Gladbach holte. Raffael schoss die beiden Tore gegen Bayern. Er ist sein Talisman. ○

# Jeanne d'Arc der Volksrechte

Mit ihren Pädophilen-Initiativen hat Christine Bussat bewiesen, dass auch einzelne Bürger Gesetzesänderungen durchsetzen können. Nun will sie in Bern gegen die Aufweichung dieses Schweizer Grundrechts kämpfen. Von Wolfgang Koydl und Christine Leutenegger (Bild)

Man muss wahrscheinlich ein bisschen verrückt sein, wenn man ausgerechnet in Genf, dem selbsternannten Schweizer Aussenposten französischer Hochkultur, ein amerikanisches Diner-Restaurant mit Burgern, Hotdogs und Pancakes eröffnet. Man muss wohl noch ein bisschen verrückter sein, wenn man den Imbiss ausgerechnet in Versoix ansiedelt, einer reinen Schlafstadt, deren Bewohner meist nur mit gesenktem Kopf vom Bahnhof an den heimischen Herd hasten. Und man muss wohl ganz verrückt sein, wenn man sein Lokal dann auch noch unmittelbar neben einem schon lange hier ansässigen Restaurant einrichtet, das sich auf amerikanisches Fastfood spezialisiert.

Christine Bussat hat alle diese Verrücktheiten begangen, und sie ist heute ziemlich froh darüber. Ihr «Happy Days»-Café ist an sechs Tagen in der Woche geöffnet und kann sich über mangelnden Zuspruch nicht beklagen. Der Laden brummt, fast alle der leuchtend blauen Kunstlederbänke zwischen Chevrolet-Kühler und feuerwehroter Texaco-Zapfsäule sind besetzt. Schüler der örtlichen internationalen Schule sind die Stammgäste, aber inzwischen hat sich der Ruf von Madame Bussats Cheeseburgern auch anderswo in der Rhonestadt verbreitet. Zum Glück für anreisende Kunden sind es nur ein paar Schritte vom Bahnhof bis in ihren Hamburger-Himmel.

## Persönlicher amerikanischer Traum

Für die 44-Jährige ist das Betreiben des Cafés mehr als nur ein Broterwerb. «Ich liebe mein Lokal», seufzt sie fast schon leidenschaftlich. «Mit ihm habe ich mir meinen ganz persönlichen amerikanischen Traum erfüllt.» Sie legt ein weiteres Hacktätschli auf den Grill, zapft noch rasch eine Cola, schnappt sich ein volles Tablett und eilt zum nächsten Gast. An viel Arbeit ist die alleinerziehende Mutter gewohnt, und Schwierigkeiten haben sie noch nie geschreckt. «Wenn ich etwas anpacke, gehe ich bis ans Ende», sagt sie, und in den tiefblauen Augen blitzt eine Entschlossenheit auf, die man bei der zierlichen Person nicht vermuten würde. «Vorher gebe ich nicht auf.»

Diese Hartnäckigkeit bekam auch das politische Establishment der Schweiz zu spüren: Fast im Alleingang gleiste Christine Bussat zwei der erfolgreichsten Volksinitiativen der letzten Jahre auf und gewann sie jeweils mit donnernden Mehrheiten: Knapp 52 Prozent der eidgenössischen Stimmbürger folgten

2008 ihrem Vorschlag, dass pädophile Verbrechen nicht verjähren dürfen. Mehr als 63 Prozent billigten sechs Jahre später ein lebenslanges Verbot für verurteilte Pädophile, mit Kindern zu arbeiten. «La pasionaria anti-pédophile» nannte sie die Genfer Zeitung *Le Temps* voller Hochachtung. «Eine Überzeugungstäterin im positiven Sinne des Wortes», schwärmte der Walliser SVP-Nationalrat Oskar Freysinger, der ihr Anliegen unterstützt hatte.

Christine Bussat ist damit so etwas wie ein Aushängeschild der direkten Demokratie geworden, zu einer Zeit, da diese Institution häufig unter Beschuss gerät. Vor allem seit der Annahme der Masseneinwanderungsinitiative im vergangenen Jahr insinuierten gelegentlich selbst National-, Stände- und Bundesräte, dass das Recht des Volkes auf unverwässerte Mitsprache auch Gefahren in sich birgt. «Un-

---

**«In keinem anderen Land der Welt hätte ich als einzelne Frau die Gesetze verändern können.»**

---

sinn», fährt Bussat dazwischen. «Es ist doch bezeichnend, dass ich solche Worte nur in der Schweiz höre.» Im Ausland sei man «eifersüchtig» auf die Schweiz und ihre Volksrechte. «Genau das macht doch unser Land aus, über alle Unterschiede und Röstigräben hinweg», ereifert sie sich.

Wenn es um die direkte Demokratie geht, wird Bussat fast genauso emotional wie beim Thema Pädophilie. «Ich liebe das politische System in unserem Land», bekräftigt sie. «In keinem anderen Land der Welt hätte ich als einzelne Frau die Gesetze verändern können.» Damit fällt sie in dieselbe Kategorie wie Thomas Minder, der ebenfalls ziemlich alleine gegen den Widerstand von Politik und Wirtschaft seine «Abzocker»-Initiative durchsetzte. Im Gegensatz zu dem Schaffhauser Unternehmer konnte die gelernte Schmuckverkäuferin Bussat freilich nicht auf ein ansehnliches persönliches Vermögen zurückgreifen.

Der Anstoss für ihre erste Initiative war eigentlich ganz banal: «Ich sah eine Fernsehdokumentation über Kinderprostitution und war entsetzt, dass man mit einer Kreditkarte Misshandlungen von Kindern im Internet bestellen kann.» Sie selbst hat drei Kinder: einen 21-jährigen Sohn und eine 16-jährige Tochter, und vor drei Jahren kam noch eine Nachzügle-

rin dazu. «Kinder sind meine Motivation», erklärt Bussat ihr Engagement. «Kinder sind etwas Wunderbares, das niemand zerstören darf.»

## Grosse Rückschläge

Der Auslöser für ihre zweite Initiative war die Wiederanstellung eines pädophilen Lehrers in Biel: «Da wusste ich, dass meine Arbeit noch nicht getan war.» Streng genommen ist sie bis heute nicht erfolgreich abgeschlossen, denn die Umsetzung des Berufsverbots für Pädophile hintertreibt der Bundesrat nicht minder perfide als die Masseneinwanderungsinitiative. «Fast ein Jahr ist seit der Annahme unserer Initiative vergangen, aber Sommaruga hat noch nichts getan», empört sich Bussat über die Justizministerin. «Sie respektiert nicht den Wunsch von 63 Prozent der Schweizer. Was noch schlimmer ist: In der Schweiz leben tausend verurteilte *pédos*, die weiter mit Kindern arbeiten dürfen, aber ihr ist das nicht wichtig.»

Dass sich allerdings die Landesregierung überhaupt einmal mit ihrem Anliegen werde auseinandersetzen müssen, war zu Beginn alles andere als eine ausgemachte Sache. Denn am Anfang standen ganz kleine Schritte und grosse Rückschläge. «Zu unserem ersten Treffen in Nyon kamen fünf Leute», erinnert sich Bussat, obwohl sie im Internet für ihre Sache tatkräftig geworben hatte. Aber schon bald bekamen Medien und Politik Wind vom «Marche blanche», den sie nach dem belgischen Vorbild gegründet hatte: «Irgendwann hätte ich die Maschine gar nicht mehr stoppen können.» Zum ersten «weissen Marsch» im Oktober 2001 versammelten sich schon 10 000 Menschen in sechs Schweizer Städten. Schliesslich stellte sich auch der Bund hinter ihr Anliegen.

Dennoch wäre sie mit ihrem Anlauf beinahe schon an der ersten Hürde gescheitert. «Vier Monate vor Ablauf der Frist hatten wir nur



«Eine





«Überzeugungstäterin im positiven Sinne des Wortes»: Wirtin Bussat.

40 000 Unterschriften», erzählt Bussat. «Ich war verzweifelt, aber da erzählte mir jemand, dass es spezielle Agenturen gibt, die gegen Geld Unterschriften eintreiben.» Zu ihrem Glück sympathisierte eine dieser Agenturen mit ihrer Vorlage und räumte ihr einen Son-

derpreis ein: «Sonst hätte es nicht gereicht. Als ich die Unterschriften in der Bundeskanzlei einreichte, haben sie sich gewundert, wie billig ich es gekriegt hatte.» Die Kosten bestritt die glühende Befürworterin der direkten Demokratie zum grössten Teil aus eigener

mich richtig zornig.»

Im Nationalrat sollte man sich vielleicht schon mal warm anziehen. Die Erfahrung lehrt, dass Christine Bussat bisher noch immer erreicht hat, was sie sich in den Kopf gesetzt hat. ○

Tasche. Sie hatte mit ein paar glücklichen Immobilien-Deals ein wenig Geld gemacht. Persönliche Sympathien halfen ihr auch bei der zweiten Initiative weiter: Victorinox-Eigner Carl Elsener, der dem «Marche blanche» regelmässig mit 50 000 Franken im Jahr unter die Arme griff, half aus.

Die Triumphe an der Urne forderten ihren Preis. «Nach der zweiten Initiative war ich so ausgebrannt, dass ich ins Krankenhaus musste», sagt

---

«Eine dritte Initiative würde ich nicht mehr schaffen.»

---

Bussat. «Es war unglaublich viel Arbeit. Eine dritte Initiative würde ich nicht mehr schaffen.» Der Politik schwört die Genferin gleichwohl nicht ab, sie wechselt nur die Bühne. Im Herbst kandidiert sie für ein Nationalratsmandat – ausgerechnet auf der Liste der in der Welschschweiz schwachen BDP. Dies hat unter anderem dazu geführt, dass ihr ehemaliger Gefolgsmann Oskar Freysinger nicht mehr so gut über sie spricht. Sie selbst ist ebenfalls auf Distanz zum früheren Bündnispartner SVP gegangen: «Vielleicht bin ich nicht rechts genug für sie», meint sie schnippisch. «Ich arbeite nämlich gern mit Ausländern zusammen.»

#### Initiativverbot für Parteien

Falls sie gewählt wird, hat sie vor allem ein Ziel: jeden Versuch zu bekämpfen, das Initiativrecht zu reformieren. Denn hinter dem harmlosen Begriff Reform verberge sich erfahrungsgemäss häufig eine sehr niederträchtige Absicht: dieses Grundrecht des Schweizer Bürgers zu verwässern, wenn nicht gar auszuhebeln. Bei diesem Gedanken wird die ruhige Frau fast ein wenig rabiat: «Man darf dem Volk dieses Instrument nicht aus der Hand nehmen», faucht sie. «Eher sollte man es den Parteien verbieten, Initiativen zu lancieren, denn sie haben andere Werkzeuge zur Verfügung. Initiativen missbrauchen sie oft zu ihren eigenen Zwecken, und das macht

**GELESEN**

Apple kauft Start-up

**GELESEN**

Der Traum vom schnellen Geld

**GELESEN**

«Reden wir Klartext: Das Geld ist futsch»

**GELESEN**

Aus der Provinz nach ganz oben



## Recht auf Gerechtigkeit

Das Bundesgericht kassiert das Urteil gegen die Schläger von Kreuzlingen. Das ist gut so. Nun sollte das Gericht den Mut haben, die Täter dennoch hart zu bestrafen. Der gesetzliche Spielraum ist vorhanden. Man muss ihn nur voll ausnützen. *Von Daniel Jositsch*



Die Bilder des brutalen Angriffs der Schläger von Kreuzlingen sind schockierend, vor allem auch, weil die Tat sinnlos war und ohne jegliche Veranlassung erfolgte. Das Thurgauer Obergericht hat die Täter wegen versuchter (eventual)vorsätzlicher Tötung bestraft. Das Bundesgericht hat dieses Urteil nun aufgehoben, die Tat als versuchte schwere Körperverletzung eingestuft und zur Neuurteilung an das Thurgauer Gericht zurückgewiesen.

### Eventualvorsätzliche Tötung?

Von versuchter vorsätzlicher Tötung spricht man, wenn der Täter den Willen hat, das Opfer zu töten, dies aber nicht gelingt. Dabei genügt es, wenn er mit sogenanntem Eventualvorsatz handelt. Das ist dann der Fall, wenn der Angreifer die Tötung des Opfers nicht direkt anstrebt, aber doch in Kauf nimmt. Weil wir die Gedanken des Täters nicht kennen, müssen wir von den Umständen darauf schliessen. Konkret heisst das, dass der Eventualvorsatz bejaht wird, wenn aufgrund des Angriffs und des Verletzungsbilds davon auszugehen ist, dass der Täter den Tod des Opfers zwangsläufig in Kauf nehmen musste. Dies kann bei Schlägerangriffen durchaus der Fall sein. So hat das gleiche Thurgauer Obergericht im Jahr 2006 im Fall von Dominik B., der von Schlägern derart massiv verletzt wurde, dass er in Lebensgefahr schwebte und für den Rest des Lebens invalid bleiben wird, einen solchen Tötungsvorsatz angenommen. Im aktuellen Kreuzlinger Fall sind die Verletzungen glücklicherweise wesentlich weniger gravierend ausgefallen. Das führte dazu, dass das Bundesgericht den Tötungsvorsatz trotz der sinnlosen Brutalität der Tat wohl richtigerweise verneinte.

### Ist die Strafe gerecht?

Das bedeutet nun, dass die Kreuzlinger Schläger nicht wegen versuchter vorsätzlicher Tötung, sondern wegen versuchter vorsätzlicher schwerer Körperverletzung zu bestrafen sind. Das ist schlicht und ergreifend die rechtlich korrekte Einstufung der Tat. So unsinnig und brutal der Angriff war, wäre es nicht korrekt, jemanden wegen eines Tötungsdelikts zu ver-

urteilen, wenn die Voraussetzungen dazu nicht gegeben sind. Das wäre nicht gerecht. Haben, so mag sich mancher fragen, so brutale Täter denn Anspruch darauf, gerecht behandelt zu werden? Muss die Gesellschaft sie, die willkürlich auf Opfer eingeschlagen haben, nun korrekt beurteilen? Darauf gibt es nur eine richtige Antwort in einem Rechtsstaat: Auch diese Täter haben Anspruch darauf, korrekt abgeurteilt zu werden. Es ist die Aufgabe der Gesellschaft, ihnen zu zeigen, was Gerechtigkeit ist, denn nur ein gerechtes Urteil führt hoffentlich dazu, dass sie aus der Strafe die notwendigen Lehren ziehen.



Notwendige Lehren: Täter im Bahnhof Kreuzlingen, 2009.

Die Einstufung der Tat als versuchte schwere Körperverletzung bringt zum Ausdruck, dass die Täter ein Kapitalverbrechen verübt haben, das mit Freiheitsstrafe bis zu zehn Jahren bestraft werden kann. Die rechtliche Einstufung, die das Bundesgericht vorgenommen hat, ändert somit nichts daran, dass die Täter hart bestraft werden können. Tatsächlich ist es so, dass sich die Tatbestände der schweren Körperverletzung und der vorsätzlichen Tötung sogar überschneiden, da die Mindeststrafe für die Tötung bei fünf Jahren liegt. Das bedeutet, dass gravierende Fälle schwerer Körperverletzung vom Gesetzgeber als mit dem unteren Bereich der vorsätzlichen Tötung weitgehend vergleichbar eingestuft worden sind.

### Scheue Richter

Der vom Gesetzgeber vorgegebene gesetzliche Rahmen erlaubt es somit den Gerichten, auch

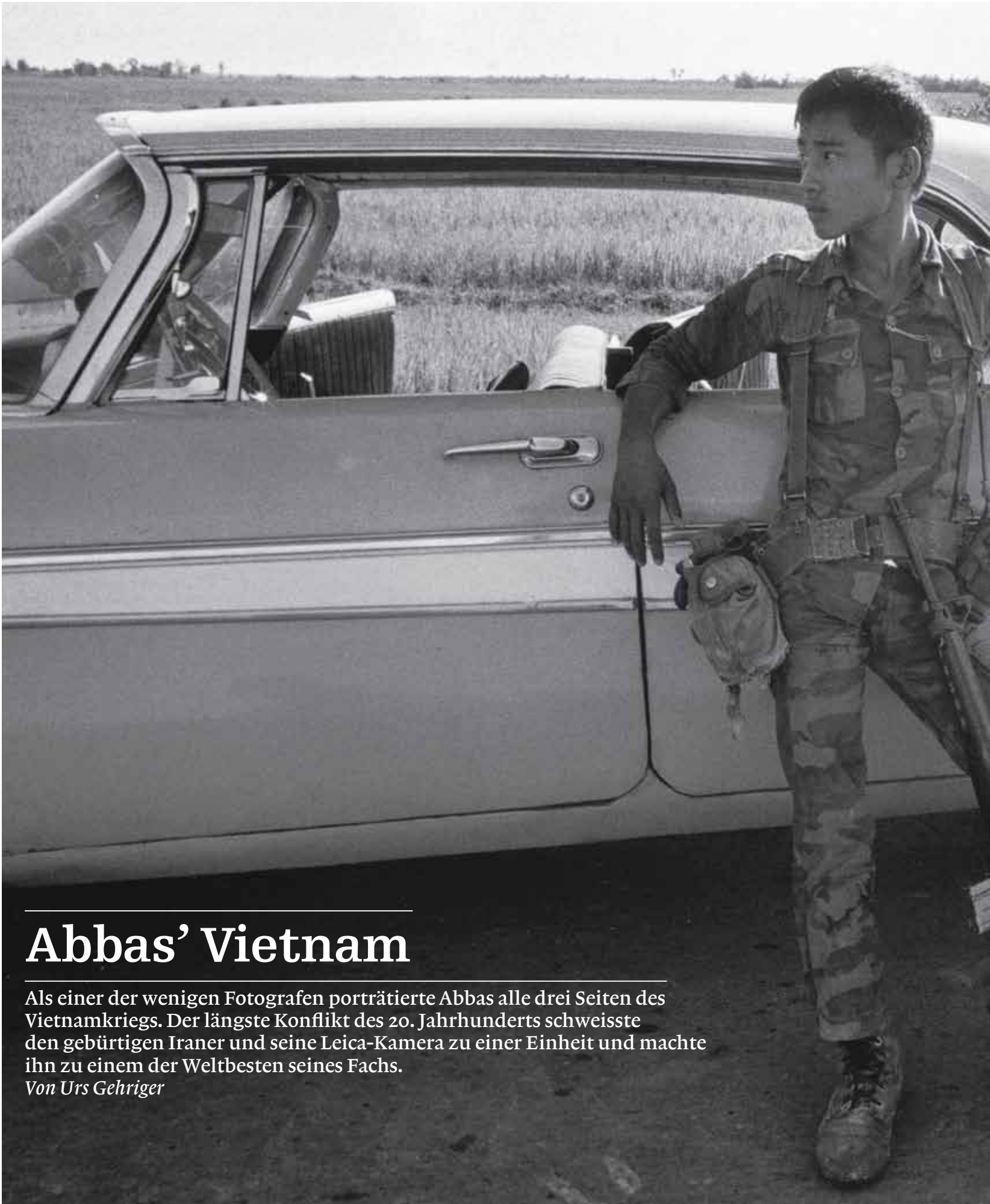
bei Fällen schwerer Körperverletzung harte Strafen auszufällen. Das Problem besteht in der Praxis darin, dass die Richter bei vielen Delikten – so auch bei denjenigen der Körperverletzung – die Möglichkeiten bei weitem nicht ausschöpfen. Dies wurde im Nationalrat bereits 2009 im Rahmen eines Vorstosses mit dem Titel «Überprüfung der Gerichtspraxis bezüglich Ausschöpfung der Straffrahmen» thematisiert. Der Bundesrat stellte dabei fest: «Die verfügbaren Statistiken zeigen, dass sich die Gerichte generell eher im unteren Teil des angedrohten Straffrahmens bewegen.» Das Postulat wurde mit der rekordverdächtigen

Zahl von 177 zu 2 Stimmen vom Nationalrat angenommen. Bezüglich dieses Missstands besteht also breiter Konsens. Trotzdem haben die Gerichte bisher wenig verändert.

Es kann daher festgestellt werden, dass im Kreuzlinger Fall das Bundesgericht wohl richtig geurteilt hat. Dies ändert aber nichts daran, dass die abscheuliche Tat als Kapitalverbrechen einzustufen ist und der Gesetzgeber hier auch den notwendigen Spielraum eingeräumt hat, um die Täter hart zu bestrafen. Dazu braucht es aber ein Gericht, das diesen Spielraum ausnützt. Viel zu oft scheuen die Richter davor zurück, den Straffrahmen auch im oberen Bereich auszunützen. Es ist zu ho-

fen, dass die Thurgauer Richter dies nicht tun. Das ist wichtig – und zwar nicht nur für den vorliegenden Fall, sondern ganz generell für die öffentliche Diskussion über das Strafrecht. Denn gerade dieser Fall zeigt, dass die immer lauter werdenden Forderungen nach mehr und höheren Strafen im Gesetz am Problem vorbeiziehen. Vielmehr ist zu fordern, dass die Gerichte den gesetzgeberischen Willen respektieren und die bereits existierenden Straffrahmen auch tatsächlich ausnützen.

Daniel Jositsch ist Strafrechtsprofessor an der Universität Zürich und SP-Nationalrat.



---

## Abbas' Vietnam

---

Als einer der wenigen Fotografen porträtierte Abbas alle drei Seiten des Vietnamkriegs. Der längste Konflikt des 20. Jahrhunderts schweisste den gebürtigen Iraner und seine Leica-Kamera zu einer Einheit und machte ihn zu einem der Weltbesten seines Fachs.

*Von Urs Gehriger*

*Amerikas Freund:* Soldat der Armee der Republik Vietnam mit amerikanischem Sturmgewehr, Südvietnam, 1973.





*Erwischt:* Der kommunistische Vietcong präsentiert einen Gefangenen der südvietnamesischen Armee, Mekongdelta, 1973.



*Drill:* Zivilisten beim Wurftraining, Hanoi, Nordvietnam, 1975.



*Andacht:* Mitternachtsmesse in der Kathedrale von Hanoi, 1976.



*Kriegsfront:*



Als der letzte US-Helikopter vor vierzig Jahren in Saigon abhob, warfen die Passagiere noch einmal einen flüchtigen Blick auf «Mimi's Bar», wo manch ein GI zuerst das Hemd, dann seine Unschuld verloren hatte. Der längste Krieg des 20. Jahrhunderts war zu Ende. Für Amerika endete er mit einer Schmach. 58 000 US-Soldaten und weit über eine Million Vietnamesen waren tot. Die kommunistischen Truppen Nordvietnams stürmten in die Stadt, hissten die rote Flagge mit dem gelben Stern. Saigon hiess jetzt Ho-Chi-Minh-Stadt.

Zu diesem Zeitpunkt war Abbas bereits tief im kommunistischen Norden unterwegs.

In Vietnam hat er seine Karriere als Fotograf begonnen, die ihn während der nächsten Jahrzehnte durch Krisengebiete, Bürgerkriege und Revolutionen rund um die Welt führen sollte. Vietnam schweisste Abbas und seine Leica-Kamera zu einer Einheit und machte ihn zu einem der Weltbesten seines Fachs.

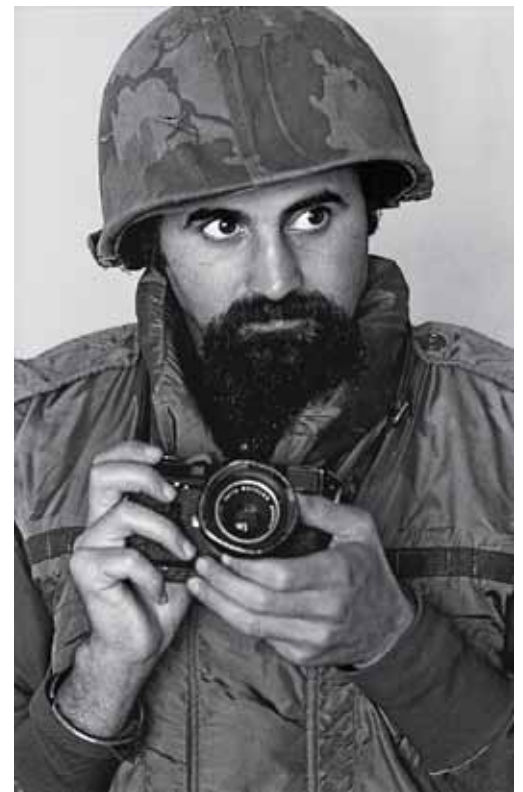
Abbas berichtete über das langsame Ende des Krieges. Als einer der wenigen Fotografen bildete er alle drei Seiten ab: den Süden, den Norden und die vom Vietcong kontrollierten Gebiete dazwischen. 1944 im Iran geboren, kam Abbas Attar als Achtjähriger in den Westen. 1970 machte er das Arbeiten mit der Kamera zu seinem Beruf. «Wie jeder Möchtegernfotograf träumte ich davon, aus dem Vietnamkrieg zu berichten.»

### Im Zustand des Zerfalls

Vor Abbas' Haustür in Paris fanden damals Verhandlungen zur Neuordnung Vietnams statt. «Als ich US-Sicherheitsberater Henry Kissinger 1972 sagen hörte, dass «Frieden in greifbarer Nähe» sei, bin ich ins nächste Flugzeug gesprungen. Ich wusste, mein Moment war gekommen.» Diesen Moment beschreibt er so: «Vor dem Ende eines Krieges gibt es diese Phase, in der eine Autorität ihre Macht aufgegeben und die nächste noch nicht Tritt gefasst hat. In diesem Zustand des Zerfalls hat man grösste Bewegungsfreiheit. Dies ist der Moment, in dem du wirklich arbeiten kannst.»

Abbas erlebte in seiner Karriere mehrmals solche Momente, im Libanon nach dem Bürgerkrieg oder im Iran während der Islamischen Revolution. Ein solcher Moment kehrte auch 2003 wieder, nach dem Sturz Saddam Husseins. Abbas war mit mir für die *Weltwoche* in Bagdad unterwegs, wo wir Zeugen des ersten grossen Sprengstoffattentats wurden. Seine Leica-Kameras umgehängt, stürmte er wie ein Besessener in das zerbombte Uno-Hauptgebäude, in dem Missionschef Sergio Vieira de Mello unter den Trümmern qualvoll verblutete. Nach zwei Stunden stieg er, schweisstränkt und mit erfülltem Gesichtsausdruck, aus der Ruine.

Für einen Moment wähnte sich Abbas zurück in Vietnam. «Vietnam war wunderbar»,



«Mein Moment»: Abbas mit Leica.

schwärmte er, «nie war es einfacher, sich auf dem Kriegsschauplatz zu bewegen. Wir benutzten US-Helikopter als Taxis, *chopper hopping* nannten wir das. Die Amerikaner nahmen uns Journalisten überall mit, wohin wir wollten.» Vietnam war der erste und letzte Krieg, aus dem Bilder unzensuriert in westliche Stuben gelangten. Es waren Bilder, die zu Hause Proteststürme auslösten.

Der Vietnamkrieg war ein unerklärter Krieg, ein Krieg ohne Fronten und für die Amerikaner ohne Aussichten auf einen Sieg. Es war ein Krieg, in dem man für eine Packung Waschpulver eine Schachtel opiumgetränkter Marihuana-Zigaretten bekam, für ein paar Dollars reines Heroin, Speed, Acid, alles, was das traumatisierte Hirn eines GI begehrte. Es war ein Krieg gegen einen schwer erkennbaren, tückisch zuschlagenden Gegner. Es war dieser Phantomfeind, der Vietcong, unterstützt vom kommunistischen Nordvietnam, für den sich Abbas besonders interessierte.

### Es war dieser Phantomfeind, der Vietcong, für den sich Abbas besonders interessierte.

«Als das Pariser Abkommen endlich unterzeichnet wurde, musste der Vietcong sich zeigen; er wollte beweisen, dass er im südlichen Mekongdelta Territorium hielt. Plötzlich konntest du als ausländischer Journalist den «Feind», von dem wir alle geträumt hatten, entdecken.» Abbas fotografierte die Schulen des Vietcong, seine Spitäler, Theater, seine Tunnel-systeme, welche sich über Hunderte von Kilo-

Verwundeter in Kontum, Südvietnam, 1973.



*Gefechtspause:* Vietcong-Kämpfer ruht sich unter Dorfbewohnern aus, My Tho, Südvietsnam, 1973.



*Versammlung:* Bauern unterwegs zu einem politischen Treffen der Vietcong, My Tho, Südvietsnam, 1973.





**Touristen:** Franzosen auf Hafentour nach dem Krieg, Haiphong, Nordvietnam, 1976.

metern unter Feindesgebiet erstreckten. Abbas' Arbeit für Zeitschriften wie das *Time Magazine* öffnete ihm die Tür in den kommunistischen Norden. Entstanden sind Bilder aus dem ganzen Land, die bereits Abbas' charakteristische Handschrift tragen.

### Form des Denkens

«Beim Fotografieren sehe ich schwarzweiss. Ich befinde mich dabei in einem Zustand der Gnade: Im vollen Bewusstsein für Licht und Bewegung nehme ich ein Ereignis in seinen politischen, sozialen, religiösen oder auch in seinen rein ästhetischen Dimensionen wahr... In Schwarzweiss fällt mir das leichter, weil Schwarzweiss nicht real ist. Die Farbe lenkt ab. Meine Fotografie ist eine Form des Denkens.»

Ein paar Monate nach Kriegsende kehrte Abbas noch einmal nach Vietnam zurück. Nach Jahrzehnten der Fremdbestimmung war das

---

«Beim Fotografieren  
sehe ich schwarzweiss.  
Die Farbe lenkt ab.»

---

Land wieder vereint, doch das Elend hatte kein Ende. Südvietnamesen, die mit den Amerikanern paktiert hatten, wurden verfolgt, gefoltert, getötet. Hunderttausende versuchten als Boat-people die Flucht übers Meer. Bis heute beschäf-

tigt sich die Forschung damit, wie es zu dem Grauen kommen konnte. Abbas' Arbeiten liefern den Schlüssel dazu. Seine Bilder sagen mehr als tausend Seiten politische Analyse.



**Agil:** Vietcong im Mekongdelta, 1973.

«Zwei meiner Aufnahmen wurden zu Ikonen des Vietnamkriegs, sie halfen mir, zu verstehen, warum die USA und ihre südvietnamesischen Alliierten den Krieg verloren.» Auf dem einen Bild sieht man einen blutjungen Soldaten der südvietnamesischen Armee. Von den USA ausgerüstet, bewaffnet mit einem M16-Gewehr, lehnt er lässig an eine amerikanische Limousine (S. 44). Das andere Bild zeigt einen Vietcong auf Patrouille. Er paddelt allein in einem Sampan, einem flachen Ruderboot. Seine gesamte Ausrüstung transportiert er in einem Rucksack, zu Füßen liegt eine Kalaschnikow, am Gürtel trägt er eine Taschenlampe, eine Handgranate und eine Erste-Hilfe-Packung (siehe Foto links). «Der eine verfügt über erstklassige Technologie einer fremden Grossmacht», sagt Abbas, «der andere verlässt sich auf seine eigenen Ressourcen, er ist dauernd in Bewegung, wie ein Fisch in seinem eigenen Territorium.»

Abbas ist seit 1985 Vollmitglied der Fotoagentur Magnum. Zurzeit arbeitet er am Zyklus «Gott» über die Weltreligionen. [www.magnumphotos.com](http://www.magnumphotos.com)



Probleme der internationalen Migration.

## Eldorado für die Ärmsten

Auf der ganzen Welt suchen Millionen von illegalen Einwanderern ihr Glück in den reichen Ländern. Die Gründe dafür sind klar, doch die Auswirkungen auf die Entwicklungs- und Einwanderungsländer sind ökonomisch brisant. *Von Florian Schwab und Nicolas Bischof (Illustration)*

Nicht mehr als hundert Meilen trennen die Insel Kuba von der mexikanischen Stadt Cancún an der Atlantikküste. Etwas vorgelagert vor dem mexikanischen Festland liegt die Isla Mujeres. Sie ist vor allem als karibische Tourismusdestination bekannt, dient aber auch Menschenschmugglern als Operationsbasis, um Flüchtlinge vom kommunistischen Kuba als illegale Einwanderer nach Mexiko und von dort aus in die USA zu bringen. *Polleros* oder *coyotes* nennt man hier die Schieber und Geschäftsleute des Menschenschmuggels.

Der Weg über Cancún gilt als eher erfolgversprechend und ist auch günstiger als der Einwanderungsversuch über Florida. Minimal 2000 US-Dollar bezahlen Kubaner für die Reiseroute über Mexiko. Schätzungsweise mehr als hundert Kubaner fliehen auf diesem Weg Monat für Monat von der Insel.

Auf den arglosen Besucher wirkt Cancún mit seinen Dutzenden, wenn nicht Hunderten von Hotelburgen vor allem wie ein bekannter Magnet für All-inclusive-Tourismus – für viele Kubaner ist es eine erste Station auf ihrer Reise in die USA. Für manche ist hier aber auch Endstation. Wer sich unter den Bediensteten von Hotels, Restaurants und im lokalen Kleingewerbe umhört, erfährt von einer offenbar ansehnlichen Anzahl von illegal eingewanderten Kubanern, die sich schwarz auf dem Arbeitsmarkt bewegen. Fast monatlich berichten die Medien davon, dass die mexikanische Polizei illegale Einwanderer aus Kuba aufgegriffen habe.

### Begleitmusik der Globalisierung

Die illegale Einwanderung, die sich im Kleinen zwischen Mexiko und Kuba abspielt, ist in den letzten Jahren zur ständigen Begleitmusik der

Globalisierung geworden. Im Grossen spielt sie sich zwischen Lateinamerika und den USA und zwischen Afrika und Europa ab. Je grösser die ökonomischen Unterschiede zwischen den Auswanderungs- und Einwanderungsländern, desto mächtiger die Sogwirkung. Ein Blick auf die Zahlen der Weltbank: Das Bruttoinlandprodukt (BIP) pro Kopf beträgt in Kuba nach offiziellen Angaben rund 5000 US-Dollar, dürfte in der Realität aber deutlich tiefer liegen. Mexiko, das als Mitglied der OECD statistisch deutlich vertrauenswürdiger ist, weist fast 10 000 US-Dollar pro Kopf aus. Der Inselstaat Haiti, direkt neben Kuba, hat ein jährliches Bruttoinlandprodukt pro Kopf von weniger als 1000 US-Dollar – im Vergleich dazu erwirtschaftet jeder US-Amerikaner mehr als das Fünfzigfache.

Eine halbe Stunde von Cancún entfernt liegt die Riviera Maya, bekannt für luxuriöse Strand-

resorts. Zwei Hotelübernachtungen kosten hier kaum weniger als das, was ein durchschnittlicher Haitianer im Jahr verdient. Das World Economic Forum (WEF) in Genf hat die Feriendestination als Austragungsort seiner jährlichen Konferenz über Lateinamerika ausgewählt. Wir treffen auf Ricardo Hausmann. Der Harvard-Ökonom hat sich auf die ökonomische Entwicklung in ärmeren Ländern spezialisiert. Er stammt ursprünglich aus Venezuela.

Das Problem der internationalen Migration bringt er auf folgende Formel: Zu Zeiten des britischen Empires habe der Produktivitätsunterschied zwischen dem produktivsten und dem am wenigsten produktiven Land das Vierfache betragen. Im letzten Jahrhundert sei der Effekt exponentiell gewachsen: Das unproduktivste Land (Malawi in Südostafrika: 256 US-Dollar BIP pro Kopf) sei viermal ärmer als das benachbarte Simbabwe (953 US-Dollar BIP). Marokko (3092 US-Dollar BIP) in Nordafrika wiederum sei dreimal reicher als Simbabwe und gleichzeitig dreimal ärmer als eines der ärmsten EU-Mitglieder: Rumänien (9490 US-Dollar BIP). Spanien ist dreimal reicher als Rumänien und dreimal ärmer als das produktivste Land der Welt: Norwegen. Hier beträgt das BIP pro Kopf mehr als 100 000 US-Dollar.

### Die Elite wandert aus

Mit anderen Worten: Ein durchschnittlicher Einwohner Malawis erwirtschaftet pro Jahr den 445. Teil von dem, was ein Norweger erzielt; oder der Norweger schafft an einem einzigen Tag mehr wirtschaftliche Werte als der Malawi-Einwohner pro Jahr. Wenn man die unterschiedliche Kaufkraft berücksichtigt, so schmilzt der Unterschied auf etwa 1:256 zusammen. Trotzdem: Auf einen durchschnittlichen Einwohner im ärmsten Land der Welt wirkt das reichste Land der Welt wie auf einen Schweizer ein Eldorado, in dem jeder durchschnittlich 256-mal mehr oder 21 Millionen US-Dollar verdient.

Hausmann sieht die Migration von ärmeren in reichere Länder, die er selbst von Venezuela aus vollzogen hat, grundsätzlich positiv: Das Auswanderungsland profitiere von den ausgewanderten Menschen, da diese aus der Ferne mit Geld und neuerworbenem Wissen zu einem positiven Wandel in ihrem Herkunftsland beitragen. Andere WEF-Teilnehmer sind skeptischer: Der Ökonom Ernesto Talvi, der in Uruguay (BIP pro Kopf: 16 350 US-Dollar) das Centre for the Study of Economic and Social Affairs leitet, macht geltend, dass die Ausgewanderten mit guter Ausbildung vor Ort fehlen. Ökonomen sprechen von einem Brain-Drain, wenn die besser ausgebildete Elite aus Entwicklungsländern in reichere Länder auswandert. Nach Schätzungen der Uno soll Äthiopien rund 75 Prozent seiner Einwohner mit Berufsausbildung ans Ausland verloren haben.

Die Auswirkungen des Brain-Drains auf die Entwicklungsländer sind schwer in Zahlen zu fassen. Nicht jeder Auswanderer ist ein Ricardo Hausmann, der in Venezuela sogar einmal als Minister einer Regierung angehörte. Gutqualifizierte Auswanderer, die als Arzt, Professor oder im produktiven Unternehmertum aktiv sind, können viel Positives zur Entwicklung zu Hause beitragen. Anders sieht es mit Auswanderern aus, die sich in ihrem Zielland nicht positiv einbringen können oder wollen.

Die ökonomische Literatur befasst sich in letzter Zeit sehr ausführlich mit der globalen Ungleichheit und dem Für und Wider der weltweiten Migration. Der ehemalige Weltbank-Ökonom Branko Milanovic, der an der Universität Maryland lehrt, hat in jüngeren Arbeiten untersucht, welcher Anteil der weltweiten Einkommensunterschiede auf innerstaatlichen Ursachen beruht und welcher Anteil auf den «Faktor Geografie» oder auf die Frage «Wo wohnt man?» zurückzuführen ist. Den zweiten Faktor nennt er die «Einwohnerrente». Global gesehen, gehen mehr als zwei Drittel der Einkommensunterschiede auf den Faktor Geografie zurück.

Milanovic erklärt zudem, dass der Auswanderungsentscheid nicht nur von dem durchschnittlichen Realeinkommen abhängt, sondern von der Verteilung der Einkommen im

---

### Aus der Sicht eines Schweizer wäre das ein Land, in dem jeder 21 Millionen Dollar im Jahr verdient.

---

Herkunfts- und im Zielland. Für einen schlechtqualifizierten Einwanderer aus Malawi ist Schweden, wo die Einkommensunterschiede gering sind, theoretisch ein attraktiveres Einwanderungsland als die USA, wo die Einkommensunterschiede höher sind – selbst wenn das durchschnittliche Einkommen in den USA höher ist. Reichere Länder mit geringen Einkommensunterschieden, so Milanovic, ziehen schlechtqualifizierte Immigranten an, die erwarten müssen, eher in den unteren Einkommensklassen des Einwanderungslandes zu landen. «Die Entwicklung eines nationalen Wohlfahrtsstaates bringt so den perversen Effekt mit sich, Migranten anzuziehen, die wenig beizutragen haben.»

Ein weiterer Ökonom, der Interessantes zum Thema beiträgt, ist Oded Stark von der Universität Georgetown. Er hat das Konzept der «relativen Deprivation» oder des «relativen Mangels» entwickelt und wendet es auf internationale Migrationsbewegungen an. Dieses beruht auf der Erkenntnis, dass das empfundene Wohlergehen der Menschen vor allem davon abhängt, wie schlecht es ihnen wirtschaftlich im Vergleich zu ihnen nahestehenden Personen geht. Migranten vergleichen sich für eine gewisse Zeit eher mit ihren zurückge-

bliebenen Familienangehörigen und Bekannten als mit der Umgebung ihres Einwanderungslandes. Mit anderen Worten: Für den Auswanderer aus Malawi ist selbst ein nach westlichem Verständnis minimales Einkommen mit einem grossen Statusgewinn verbunden. Ein bildliches Zeugnis dieses Phänomens kann man täglich in internationalen Sofortüberweisungsbüros wie Western Union bestaunen, wo Einwanderer gewisse Teile ihres nicht üppigen Einkommens in ihr Heimatland schicken. Wer von der Schweiz aus monatlich etwas mehr als 200 Franken nach Malawi schickt, gilt in seiner Bezugsgruppe schon als äusserst wohlhabender Mann. Die westlichen Sozialsysteme werden so zur erzwungenen Entwicklungshilfe umfunktioniert.

Oded Stark gibt zu bedenken, dass die Verankerung armer Migranten in ihrer Herkunftsgemeinschaft auch ihre Anreize senkt, einer produktiven Tätigkeit nachzugehen. Wo das sozialstaatlich garantierte Minimaleinkommen dem Einwanderer in seinem Herkunftsland bereits einen substanziellen Statusgewinn beschert, ist seine Neigung gering, eine Fremdsprache zu lernen und einer bezahlten Arbeit nachzugehen. Dies gilt in noch stärkerem Masse, wenn der Einwanderer in eine bereits umfangreiche Diasporagemeinde seiner ehemaligen Landsleute auswandert, die unter sich bleiben kann. Wie sähe Kuba aus, wenn die Hunderttausenden Emigranten, anstatt das Glück im Ausland zu suchen, in ihrem Heimatland auf eine Änderung der Verhältnisse hingewirkt hätten?

### Unterbindung der illegalen Migration

Milanovic sieht unauflösbare Zielkonflikte zwischen den drei Faktoren: der Globalisierung, der hohen Ungleichheit zwischen den Ländern und der weltweiten Migration. Die Globalisierung bringt mit sich, dass sich das Bewusstsein um die Einkommensunterschiede bis in den hintersten Erdwinkel fortpflanzt und die heute beklagte Massenmigration von Arm nach Reich in Gang setzt.

Das Problem ist nur zu lösen, indem man eine der drei Entwicklungen zum Stillstand bringt. Eine Möglichkeit wären Geldtransfers von den Reichen in die armen Länder, welche die Ungleichheit reduzieren. Allerdings gibt es begründete Zweifel daran, dass Transferzahlungen und Entwicklungshilfe etwas an den Ursachen für die Armut in vielen Teilen der Welt ändern. Zudem ist es nicht die Schuld der Menschen in den entwickelten Ländern, dass in vielen Teilen der Welt die institutionellen oder mentalen Grundzutaten für wirtschaftlichen Erfolg fehlen. Bleibt aus Sicht der reichen Entwicklungsländer als Lösung nur eines: die konsequente polizeiliche Unterbindung der illegalen Migration – verbunden mit einem Einwanderungsrecht, das wirtschaftlich leistungsfähige und -willige Migranten aus aller Welt anzieht und belohnt. ○

# «Tut uns leid, dass du arbeiten musst»

Auf der Internetplattform Instagram zeigen Jugendliche und Kinder auf exzessive Weise ihren Reichtum vor – darunter auch viele Schweizer. Zwingli und Bescheidenheit: Das war einmal. Heute protzen die Erben hemmungslos mit ihrem Luxus. *Von Sarah Pines*

«Javaclub», Genf: eine Rechnung über 36 000 Franken, 101 Flaschen Moët; Schweizer Internat, nachts: Ein Jugendlicher beugt sich übers Laptop, neben ihm eine glänzende Champagnerflasche und eine mit Hundert-Franken-Scheinen gefüllte Schublade; Garageneinfahrt, Zürich: Der junge Vincent Lehmann lehnt an einem Mercedes SLS AMG Roadster; irgendwo in Genf: Zwei Minderjährige trinken mit schwarzen Strohhalmen Dom Pérignon; St. Barth: der Kiel einer Jacht, beladen mit fast zwanzig Louis-Vuitton-Koffern – Wert: 80 000 Franken, Besitzer ist ein Mittzwanziger. Ansonsten: drei Mädchen vor Privatjet in Aspen, Trinkpartys auf den Skipisten von St. Moritz, mit Rolex behangene Teenagerarme ... Über Geld spricht man nicht, zeigt es auch nicht immer her. Die Jugendlichen und Kinder reicher Familien tun beides und zeigen sich, ganz in der Bling-Kultur einer Jennifer Lopez im strassbesetzten Transparentkleid, in der Schweiz – eigentlich Ort zwinglianischer Zurückhaltung und Bescheidenheit –, in Manhattan, den Hamptons, Beverly Hills, Saint-Tropez oder Dubai beim Champagnertrinken, auf Jachten, in Privatjets, auf Geldscheinen schlafend oder beim «credit card workout», kurz – beim Reichsein.

«Sie haben mehr Geld als du, dies ist, was sie damit tun», heisst es auf der Website der «Rich Kids of Instagram», die seit Juli 2012 von einer Gruppe anonymer Blogger betrieben wird. Instagram ist eine Internetplattform, auf der Mitglieder Bilder vom Smartphone hochladen und veröffentlichen. Hashtags wie #dukannstnichtmitmiryachten, #veuve, #privatflüge oder #reichtum verlinken die Instagram-Seite wiederum mit Twitter. Inzwischen haben die Rich



«Sie haben mehr Geld als du»: Pool-Party, Las Vegas.



Kleckse der Verschwendung: Schweizer Internat.



«LV Wahn!!! #zuvielgepaeck»: Saint-Barthélemy.



«Kreditkartenworkout»: junge Shopperin.



Beim Reichsein: live aus dem Privatjet.



«#erstesreisewochenende»: Genfer Club.



Voyeuristische Sehnsüchte: sartorialdario.



*Verlorenheit im Überfluss: markmargulies.*



*«Hashtag Lemonade»: Luxushotel, Hongkong.*



*Im Einkaufsrausch: 100 Karat Diamant.*



*«Draussen bleiben»: auf dem Weg nach Aspen.*



*«#uhrenmittwoch»: the\_marcus\_w.a.*

Inzwischen haben die sozialen Medien die Darstellung von Reichtum verändert. «Don't mess with the blessed» schreibt eine junge Frau, auf dem Flügel eines Privatflugzeugs stehend, zu ihrem Foto. Auf einem anderen hält ein Jugendlicher auf einer Party ein Bild mit der Aufschrift «Draussen bleiben» in die Kamera. Den Rich Kids of Instagram geht es nicht um die bedingungslose Offenheit freundlicher Netzwerke. Sondern um die Postulierung von Exklusivität als echtem sozialem Wert. Mit Auswirkungen auf den Betrachter: Neid und Scham über die eigene, relative Armut. «Tut uns leid, dass du arbeiten musst» ist der Untertitel eines jungen Mannes in Badehose – Andrew Warren, Sohn eines New Yorker Immobilienmoguls –, der mit drei schlanken Frauen, darunter Tiffany Trump, auf Liegestühlen einer Manhattaner Dachterrasse liegt. Dazu der Hashtag Lemonade. «Wenn andere eifersüchtig auf uns sind, «sauer dreinschauen» wegen dem, was wir machen, dann nennen wir das Limonade», sagt Andrew. Im Juli 2014 erschien – anonym herausgegeben vom Gründer der gleichnamigen Website – das Buch «Rich Kids of Instagram», das Einkaufsrausch, türkis Pool-Partys und das Funkeln schwarzer AmEx-Kreditkarten um anderes Dunkles ergänzt: Einsamkeit, Drogen, abwesende Väter, Valium schluckende Mütter.



*Bling-Kultur: Vincent Lehmann mit SLS-Roadster.*



*«Don't mess with the blessed»: First-Class-Lounge.*

Kids of Instagram die Sites Rich Kids of Tehran und Rich Kids of Beverly Hills sowie eine gleichnamige Reality-Show inspiriert.

Die Armenfotografie hat Tradition; hier ist das Verhältnis zwischen Fotografen und Objekt selten ambivalent, es geht vor allem um Sozialkritik, Identifikation, Mitgefühl. Seit den Achtzigern beschäftigen sich Fotografen mit der kri-

tischen Inszenierung von Reichtum und ironisieren Konventionen oder ästhetische Vorstellungen der Oberklasse. Doch faszinieren exzessive Darstellungen von Reichtum weiterhin, beschwören die Hochglanzfotografie von *Vogue* herauf; Bilder teurer Urlaubsresorts, von Yachten oder Häusern der Stars wecken Sehnsüchte voyeuristischer Teilnahme an Opulenz.

Die Darstellung des Reichtums war stets an bestimmte Räume und Objekte gebunden: Auf der Ikonenmalerei des Mittelalters war Kobaltblau die kostbarste und daher den Gewändern der Heiligen vorbehalten Farbe, der Sonnenkönig stellte sich in den Gärten von Versailles dar, Fotografien des reichen Bürgertums im 19. Jahrhundert zeigen Teppiche, Tapeten und Gemälde als Distinktionsmerkmale. Die reichen Kinder in den sozialen Medien geben dem Geld eigene, neue Farben: betörendes Ferrari-Rot, Jacht-Weiss, Veuve-Orange, vermischt mit soziopathischen Klecksen der Verschwendung, bildgewaltiger Verlorenheit im Überfluss, abgerundet mit der champagnerfarbenen Spitze eines Rolex-Lachens. ○

# «Das Völkerrecht ist unmoralisch»

Alan M. Dershowitz ist einer der bekanntesten Rechtsanwalte und der einflussreichsten Israel-Lobbyisten der USA. Hier spricht er über Prasident Barack Obama und dessen Atom-Deal mit Iran, Benjamin Netanjahus taktische Fehler und internationales Recht. *Von Pierre Heumann und Sally Montana (Bild)*

Alan Dershowitz steht immer wieder im Rampenlicht als Verteidiger der Berühmten und Berchtigten. So engagierte er sich im Clinton-Lewinsky-Skandal, im Prozess Bush gegen Gore, beim Streit zwischen Woody Allen und Mia Farrow, auch half er Marc Rich. Bis Ende 2014 war Dershowitz ordentlicher Professor an der Harvard University. Dort spezialisierte er sich auf Menschenrechte. Zu seinen Grundüberzeugungen gehört, dass die freie Meinungsäusserung die Autoritaten in Frage stellen soll. Deshalb setzt er sich mitunter auch für Angeklagte ein, deren Meinung er verachtet; er unterstützte sogar einmal einen Holocaust-Leugner. Das Recht auf freie Meinungsäusserung ist für ihn sakrosankt. In solchen Fallen spendet er das Honorar NGOs, etwa der Anti-Defamation League (ADL).

**Herr Dershowitz, im vergangenen Jahr wurden schwere Sex-Vorwürfe gegen Sie erhoben. Mögen Sie darüber sprechen?**

Klar, ich lege sogar Wert darauf. Ich war das Opfer eines falschen Vorwurfs, und ich konnte das beweisen. Deshalb bin ich heute glücklich, darüber reden zu können. *(Lacht)*

**Im April hat ein Richter die Klage gegen Sie abgewiesen. Was bleibt zurück?**

Mein Ruf wurde geschdigt. Leider gibt es immer noch Leute, die den Lgen jener Frau Glauben schenken, obwohl sie nachweislich die ganze Geschichte frei erfunden hat. Es ist wie mit dem Stinktr: Wenn es den Raum einmal verlassen hat – der Gestank bleibt zurück. Deshalb muss ich mich wehren. Doch es geht nicht nur um mich.

**Sondern?**

Diese falschen Anschuldigungen schaden jenen Frauen, die tatsachlich Opfer von Vergewaltigern wurden. Deshalb ist es so wichtig, dass unhaltbare Anklagen Konsequenzen haben.

**Welche Motive vermuten Sie hinter den Anschuldigungen?**

Sicheres kann ich nur über die Reaktionen sagen.

**Ich bitte darum.**

Vor allem bei Anwalten und Rechtsprofessoren sind die Reaktionen besonders heftig ausgefallen. Sie waren sofort von meiner Schuld überzeugt. Das scheint ihnen gefallen zu haben. Eine Portion Schadenfreude war nicht zu übersehen. Ich bin eben ein umstrittener Jurist und berühmt als sie.

**Sie sind auch bekannt dafür, Israel und seine Politik stets zu verteidigen. Meinten Sie deshalb neulich andeutungsweise, dass es sich bei der Anklage um eine Einschchterungskampagne gehandelt haben könnte?**

Ich weiss nicht, ob die Vorwürfe vor diesem Hintergrund gesehen werden müssen. Aber ich kann Ihnen sagen, dass sie von propalastinensischen Medien mit Genuss aufgegriffen wurden. Es gefiel ihnen, dass ein proisraelischer Advokat mit dem Vorwurf dieses schrecklichen Verbrechens konfrontiert war.

**Vor drei Jahren warben Sie für die Wiederwahl von US-Prasident Barack Obama. Jetzt haben Sie sich in mehreren Artikeln von ihm distanziert. Weshalb?**

**«Obamas Verhandlungstaktik kann ich nur als sehr hinterhaltig bezeichnen.»**

Im Prinzip unterstütze ich seine Innenpolitik nach wie vor. Ich finde seine Gesundheitspolitik gut, halte seine Politik bei den Themen gleichgeschlechtliche Ehe und Einwanderung für richtig.

**Was kritisieren Sie an Obama?**

Ich traf Barack vor seiner Wahl, sass ihm so gegenüber, wie ich jetzt Ihnen gegenbersitze, und er sagte mir: «Alan, du kannst mir glauben, ich werde es nicht zulassen, dass der Iran Nuklearwaffen entwickelt. Ich stehe hinter Israel.» Damals glaubte ich ihm. Ich glaube übrigens immer noch, dass er mir damals die Wahrheit sagte, dass das zu jener Zeit seine ehrliche Überzeugung war.

**Und jetzt?**

Er will es zulassen, dass der Iran Nuklearwaffen entwickelt, entweder in zehn oder in fünfzehn Jahren.

**Obama behauptet das Gegenteil: Er werde keine iranische A-Bombe zulassen.**

Wenn das Abkommen abgelaufen ist, gibt es nur noch den Atomwaffensperrvertrag, um die iranische Bombe zu verhindern. Deshalb ist meine Prognose pessimistisch.

**Wie lautet sie?**

Bereits in acht Jahren wird der Iran ein voll gerösteter Atomwaffenstaat sein.

**Selbst wenn der Deal halt, was Obama verspricht?**

Niemand wird es wagen, neue Sanktionen zu verhngen, wenn der Deal dem Ende zusteuert. Deshalb ist das Abkommen gefhrlich.

Obama ist einer der schlechtesten amerikanischen Aussenpolitiker in der modernen Geschichte der Vereinigten Staaten. Er hat alle vor den Kopf gestossen. Die Palastinenser mögen ihn nicht, die Saudis, die gypter, die Jordanier auch nicht, von Israel ganz zu schweigen. Er hat es geschafft, Amerika von allen zu entfremden, auch von den Europern. Obama hat die Stossrichtung der amerikanischen Aussenpolitik völlig umgekrempelt. Er hat die Machtbalance im Mittleren Osten verndert – zu Lasten Israels, zugunsten des Iran. Obama ist schlimmer als Neville Chamberlain ...

**... der Mann, der in den dreissiger Jahren britischer Regierungschef war.**

Chamberlain hat «nur zugelassen», dass Hitler Sudetendeutschland übernahm. Doch er ermutigte Hitler nicht dazu, in Europa eine Führungsposition zu übernehmen. Die Regierung Obama fordert Teheran jetzt aber förmlich auf, sich zur führenden Kraft im Mittleren Osten aufzuschwingen. Das ist ein absolutes aussenpolitisches Desaster – für die USA. Ich denke dabei nicht einmal an Israel und den Rest der Welt. Wenn der Iran einmal nuklearer Schwellenstaat ist, werden andere Staaten nachziehen wollen. Das wird ein nukleares Wettrüsten auslösen.

**Die Alternative zum Deal sei Krieg, behauptet Obama.**

Er führte die Atomverhandlungen von Anfang an mit der Bereitschaft, Teheran Konzessionen einzurumen. Damit hat er das Sanktionsregime zum Einsturz gebracht. Trotzdem behauptet er jetzt, dass es nur zwei Optionen gebe, um eine atomare Aufrüstung des Iran zu verhindern: Krieg oder diesen Deal. Dabei verschweigt er, dass er es ist, der diese Situation geschaffen hat, indem er die Sanktionen ausgehöhlt hat. Seine Verhandlungstaktik kann ich nur als sehr hinterhaltig bezeichnen. Indem Obama Israel von den Gesprchen ausschloss, behandelte er zudem seinen treuesten Verbündeten im Nahen Osten wie einen Bastard.

**Ein Einbezug Israels hatte zum sofortigen Abbruch der Verhandlungen geführt.**

Als ich Obama traf, sagte ich zu ihm: «Sie würden nie Amerikas Sicherheit *outsourcen.*» Und er sagte: «Natürlich nicht.» Worauf ich ihm antwortete: «Sie können dann auch nicht erwarten, dass Israel die Verteidigung seiner Bevölkerung Dritten berlsst.» Er ging mit mir einig. >>>



«Es ist wie mit dem Stinktier»: Professor Dershowitz.

**Sollte es zum Deal kommen, ist die militärische Option zur Verhinderung der iranischen Bombe wohl vom Tisch. Israel wird einen Angriff auf Atoanlagen kaum wagen, nachdem sich die mächtigsten Nationen mit Teheran geeinigt haben.**

Ich hoffe, dass die militärische Option nicht nötig sein wird. Aber schlimmer als die militärische Option wäre ein nukleares Iran. Das ist nicht tolerierbar und nicht akzeptierbar. Die militärische Option ist deshalb auch nach einem Deal mit Teheran nicht vom Tisch. Israel griff im Jahre 2007 Syriens fast betriebsbereiten Reaktor gegen den Willen des damaligen Präsidenten Bush an. Als Israel 1981 den Atomreaktor im Irak zerstörte, wurde das von der ganzen Uno und auch von den USA verurteilt. Das kümmert Jerusalem also nicht sonderlich. Die militärische Option ist erst ausgeschlossen, wenn Russland den Iranern das Flugabwehrsystem S-300 liefert.

**Vielleicht wird die Gefahr einer nuklearen Islamischen Republik übertrieben. Vielleicht ist das Regime nicht so irrational, wie viele unterstellen.**

Sie sagen «vielleicht». Vielleicht ist das so. Doch «vielleicht» ist nicht gut genug für die Sicherheit.

**Was könnte Israel zur Lösung der Atomfrage beitragen?**

Israel könnte alles ändern, wenn es den Palästinensern einen grosszügigen Vorschlag machen würde. Und zwar bald. Das würde die Position Israels in Europa und in den USA verbessern, was sich im positiven Sinn dramatisch auf die Sicherheit Israels auswirken würde.

**Wie müsste der Vorschlag aussehen?**

Ein palästinensischer Staat wäre eine gute Voraussetzung, um sich mit Ländern zu einigen, mit denen Israel bisher keine diplomatischen Beziehungen hat – zum Beispiel mit Saudi-Arabien oder den Vereinigten Arabischen Emiraten. Ein Abkommen mit den Palästinensern im Westjordanland würde für Israel kein Sicherheitsrisiko beinhalten. Es bestünde höchstens ein Risiko für die israelische Regierung, dass sie gestürzt wird. Trotzdem glaube ich, dass Jerusalem jetzt eine weitherzige Offerte machen sollte, die dann vielleicht abgelehnt wird, wie das schon mehrmals in den vergangenen Jahren der Fall war. Israel muss begreifen, dass der Iran – und nicht die Palästinenser – die Existenz Israels bedroht.

**Es fällt allerdings schwer, eine vorausschauende israelische Politik zu erkennen?**

Hinter den Kulissen ist einiges in Bewegung.

**Haben Sie Informationen aus dem engsten Zirkel, oder hoffen Sie es bloss?**

Ich bin überzeugt, dass es so ist. Es ist mehr als Hoffnung. Benjamin Netanjahu will eines Tages wie Richard Nixon in die Erinnerung eingehen, der konservative Präsident, der sich öffnete und mit seinem Besuch in China Geschichte schrieb.

**Halten Sie nach all den Siedlungsbauten das Festhalten an der Zweistaatenlösung noch für realistisch?**

Durchaus. Mehr als das: Sie ist notwendig. Ich bin deshalb ein Kritiker der Siedlungen. Bereits 1973 war ich dagegen. Mein Rabbiner beschimpfte mich damals als Verräter des jüdischen Volkes.

**Die neue Koalition in Jerusalem könnte sich dieser Einschätzung anschliessen. Sie besteht aus Religiösen und Nationalisten.**

Netanjahu ist ein Mitte-rechts-Politiker. Wenn es nach ihm ginge und er sich nicht um die Koalition kümmern müsste, würde er einen Friedensvertrag anbieten.

**Was haben Israels Regierungen in den vergangenen Jahrzehnten Ihrer Meinung nach falsch gemacht?**

Sie haben den Unterschied zwischen militärischer Besetzung und ziviler Besiedlung nicht verstanden. Die militärische Besetzung des Westjordanlandes ist gerechtfertigt, solange es keinen Friedensvertrag gibt. Zivile Siedlungen im Westjordanland sind aber fragwürdig. Wobei ich gleich anfügen muss: Der Westen erschwert die Lösung des Konflikts. Er ermutigt die Palästinenser, nicht an den Verhandlungstisch zu gehen, indem er ihnen sagt: «Ihr werdet den Staat erhalten, ohne eine eurer Forderungen aufzugeben oder Kompromisse zu machen.» Die internationale Gemeinschaft spielt eine schreckliche Rolle im Konflikt. Gerade deshalb müsste Israel einen Plan vorlegen, der

rational denkende Menschen anspricht und überzeugt.

**Sie beschäftigen sich seit Jahrzehnten auch als Jurist mit den besetzten Gebieten. Wem gehört eigentlich das Westjordanland?**

Jordanien hatte nie einen legitimen Anspruch auf das Westjordanland. Es war stets eine illegale Besetzung. Diese Besetzung war übrigens viel schlimmer als diejenige Israels.

**Wo liegt der Unterschied?**

Israel hat das Westjordanland 1967 als Antwort auf einen Angriff Jordaniens besetzt. Das bestreitet heute niemand. Der Vormarsch auf das Westjordanland war eine legitime militärische Aktion. Das Westjordanland ist ein *disputed territory*, ein umstrittenes Gebiet. Niemand weiss, wem es gehört. Um diese Frage zu beantworten, braucht es einen politischen Entscheid. Juristische Mechanismen können das nicht.

**Sie sagten einmal, dass man internationales Recht missachten müsse. Ist das Ihr Ernst?**

Nicht nur missachten soll man es, sondern sich regelrecht darüber hinwegsetzen. Ein Teil des Völkerrechts entsteht nicht wie innerstaatliches Recht, das demokratisch beschlossen wird. Internationale Gesetze werden von oben diktiert. Sie sind in erster Linie das Resultat einer Handvoll linksgerichteter Akademiker, die an europäischen Universitäten sitzen und sich überlegen, wie sie ihre linke Politik in die juristische Realität umsetzen können. Natürlich muss man Verträge, die man unterschrieben hat, einhalten. Aber es gibt keine demokratische Theorie, die einen verpflichtet, das Werk von ignoranten und bornierten Akademikern zu übernehmen, die den grössten Teil des internationalen Rechts schreiben. Robert Jackson, unser Richter am Obersten Gerichtshof, hatte durchaus recht, als er sagte: «Die schlimmste Form der Unterdrückung ist diejenige, die als Gerechtigkeit maskiert daherkommt.»

**Sie würden für Abschaffung plädieren?**

Nein, aber für eine sinnvolle Anwendung. In Amerika sagen wir, dass ohne gewählte politische Vertretung keine Steuern erhoben werden dürfen. Dieser Grundsatz muss auch beim internationalen Recht gelten. Niemand sollte Gesetze befolgen müssen, bei deren Entstehung er nichts zu sagen hatte.

**Würden Sie dieses Prinzip auch auf den Atom-Deal mit Teheran anwenden?**

Barack Obama sagte, dass das Abkommen mit Teheran juristisch nicht verbindlich sei, weil die Zustimmung des Parlaments noch nicht vorliege. Er hat recht. Man kann das Volk nicht durch einen Rechtsakt des Präsidenten verpflichten. Das Volk kann nur durch einen Entschluss der Legislative verpflichtet werden, die die Gesetze festlegt. Der Präsident ist nicht der Oberbefehlshaber der USA, und er





ist nicht mein Oberbefehlshaber. Er ist gewählter Präsident für eine bestimmte Zeit, er ist Oberbefehlshaber der Streitkräfte, aber nicht der Bürger oder für die Aussenpolitik. Auch bei diplomatischen Verhandlungen ist er nicht der Oberbefehlshaber. Er hat sich der Kontrolle des Senats und des Repräsentantenhauses zu unterziehen. Politiker bezeichnen den Präsidenten zwar manchmal als Oberbefehlshaber. Doch auch wenn sie den Begriff bloss rhetorisch verwenden, ist das gefährlich. Denn er suggeriert eine Konzentration der Gewalt statt einer Gewaltenteilung.

#### Wäre Hillary Clinton in der Lage, Obamas Fehler in der Iran-Politik zu korrigieren?

Wir kennen ihre Position zum Iran-Deal nicht. Aber laut Haim Saban, der ihr nahesteht, gibt es Hinweise, dass sie Obamas Absichten gegenüber kritisch eingestellt ist. Sie ist allerdings in einer heiklen Lage. Einerseits will sie die Unterstützung von Obama, wenn sie sich als Präsidentin bewirbt. Andererseits muss sie sich von seinen verheerenden Fehlern distanzieren und sich von ihm abgrenzen.

#### Wie werden die jüdischen Amerikaner bei den nächsten Wahlen wählen: demokratisch oder republikanisch?

Amerikas Juden sind Israel gegenüber gespalten. Das war bereits vor Obama so.

Viele haben Mühe, den rechtslastigen Trend der israelischen Politik zu akzeptieren. Innenpolitisch sind die Juden aber mehrheitlich liberal. «Sie verdienen wie Episkopalen», sagte in den fünfziger Jahren ein jüdischer Gelehrter und bezog sich auf die damals wohlhabendste Minderheit in Amerika, «aber sie wählen wie Puerto-Ricaner.»

#### «Niemand sollte Gesetze befolgen müssen, bei deren Entstehung er nichts zu sagen hatte.»

#### Wie kommt das?

Wir haben eben unsere Erinnerungen. Meine Eltern zum Beispiel waren arm, mussten hart arbeiten. Roosevelt war ihr grosses Vorbild. Doch bei den nächsten Wahlen wird es für die Demokraten schwieriger sein. Clinton wird sich mächtig anstrengen müssen, um das Vertrauen der Juden zurückzugewinnen. Würden heute Wahlen stattfinden, erhielte Obama wohl nicht die Mehrheit der jüdischen Stimmen.

#### Im vergangenen Jahr wurden Sie emeritiert. Welche Projekte haben Sie sich vorgenommen?

Zunächst war ich während dreier Monate damit beschäftigt, die falschen und haltlosen Anschuldigungen gegen mich zu

widerlegen. Zudem bin ich daran, ein Buch zu schreiben, in dem es um Gedanken zum Begriff «Gerechtigkeit» geht. Die Hälfte meiner Zeit wende ich auf, um Israel zu verteidigen.

#### Sie engagieren sich sehr aktiv im Kampf gegen die Bewegung, die zum Boykott Israels aufruft. Wie argumentieren Sie?

Dass der Boykottaufruf selektiv ist. Wenn einer boykottieren will, soll er eine Liste derjenigen Länder machen, die Menschenrechte verletzen. Israel würde es nie schaffen, auf diese Liste zu kommen. Die Boykottbewegung ist unmoralisch, weil sie Israel trotzdem zuoberst auf die Liste setzt. Sie übersieht die Tatsache, dass Israel den Palästinensern wiederholt die Hand zum Frieden gereicht hat, diese die Zweistaatenlösung jedoch abgelehnt haben. Die Boykottbewegung ermuntert die Palästinenser zudem, alle Kompromisse mit Israel abzulehnen.

**Alan M. Dershowitz** ist in Brooklyn aufgewachsen. Er stammt aus einer streng jüdisch-orthodoxen Familie und fand als Teenager zum säkularen Lebensstil. Er studierte an der Yale Law School und wurde im Alter von 26 Jahren jüngster Assistenzprofessor in der Geschichte der Harvard Law School. Im Oktober erscheint bei Random House sein Buch «Abraham: The World's First (But Certainly Not Last) Jewish Lawyer».



## IHR HANDICAP ...



### Guter und gesunder Schlaf ist die allerbeste Basis für unsere Gesundheit und unser Wohlbefinden!

Ein geeignetes Schlafsystem muss alle unsere individuellen Bedürfnisse berücksichtigen können. Der Druck des Körpers muss gleichmässig auf die Liegefläche verteilt werden. Keine Schaumstoff- oder Federkern-Matratze kann diese Problemstellung optimal lösen. AIRLUX® Luftschlafsysteme revolutionieren das Schlaferlebnis. Tausende von begeisterten AIRLUX® Kunden berichten tagtäglich davon. Denken Sie darüber nach.



AIRLUX-Luftschlafsystem mit isolierender Auflage (1), Schaumstoffrahmen (2), Luftkern (3), weichem Pumpenkörper (4), Luftreservoir (5) und Druckregler (6)

#### AIRLUX International AG

Brunaustrasse 185 · 8951 Fahrweid  
www.airlux.ch · Telefon +41(0)43 5000 200

Sponsoring Partner der  
Esmeralda-Charity-Golfturnierserie 2015  
Medienpartner:





Wie viel Platz braucht ein Mensch? Bild der Reportage «Trapped» von Benny Lam.



## So leicht, so schwer

Von Daniele Muscionico

**E**ine Raum-Kapsel. Raum-Kapsel-Menschen, Bewohner jenseits der Schwerkraft. Wenn die Erdanziehung kapituliert, weil ein Menschenleben nichts wiegt, beginnt die Existenz zu schweben. Sie schwebt in einem gesetzlosen Raum. Sie schwebt losgelöst von jeder Perspektive, enthoben vom Blick anderswohin als auf vier Wände. Gefangen, «trapped», heisst die Reportage des Fotografen Benny Lam.

Es ist ein abgepacktes Leben, ein Leben in Säcken verstaubt. Dafür herrscht Rosa vor, viel Rosa, Schultaschen, Schulsachen, Buntstifte, Schreibkarten. Auf der anderen Wandseite ein Anflug von Küche, eine Ahnung von Badezimmer. Und über allem der Wille nach Übersicht. Wo die Menschenwürde auszieht, weil man ihr keinen Raum lässt, zieht der Zwang zur Ordnung ein.

Das ist Hongkong. Die Megapolis mit den meisten Milliarden Asiens. Hongkong, berühmt für seine Wolkenkratzer, seine Massen an Arbeitern, seine Massen an Menschen unter der Armutsgrenze, über eine Million soll es sein. Wo leben sie alle? In Drahtverhauen, übereinandergestapelt wie Hundezwinger, kaum grösser als eine Matratze, man kennt die Bilder. Oder sie leben wie die Menschen hier, die Glücklicheren unter ihnen: in Boxen, maximale Kopfbzahl bei minimalem Raum. Die Wohnungspreise in Hongkong sind irrsinnige Male höher als jene in New York, und genauso steht es mit der Arbeitslosigkeit.

Wo befindet sich der Fotograf, Benny Lam, wenn er die Frage stellt: «Wie viel Platz braucht ein Mensch»? Schwebt er an der Decke? Liegt er wieder auf einer nächsten Etage des Bettes, auf dem wieder andere Kinder Hausaufgaben machen, sich ausruhen sollen. Das Mädchen, sein Bruder, die Eltern am Küchentisch, wer weiss es.

Wer weiss, ob sie das Wort «Privatleben» kennen? Dieser kategorische Imperativ für ein freies, selbstbestimmtes Leben in der freien, westlichen Welt. Das Privatleben als Voraussetzung eines würdigen Seins. Als Bedingung für die schulische Entwicklung unserer Kinder, das auch.

Doch was macht dieses Bild so schrecklich schön? Unser Wissen, dass wir keine Gefahr laufen, je so zu enden? Unsere Überzeugung, dass diese Menschen andere Ansprüche an ihr Leben haben als wir? Benny Lam setzt seine Bilder dafür ein, in Hongkong für verbesserte Wohnverhältnisse der Ärmsten zu kämpfen. Was aber bezweckt das Familienbild hier, in diesem Heft, auf dieser Seite?

## Top 10

### Knorrs Liste

1	Das Deckelbad	★★★★★
	Regie: Kuno Bont	
2	A Most Violent Year	★★★★★
	Regie: J. C. Chandor	
3	Les combattants	★★★★☆
	Regie: Thomas Cailley	
4	Shaun the Sheep Movie	★★★★☆
	Regie: M. Burton / R. Starzak	
5	Cinderella	★★★★☆
	Regie: Kenneth Branagh	
6	The Water Diviner	★★★★☆
	Regie: Russell Crowe	
7	A Little Chaos	★★★★☆
	Regie: Alan Rickman	
8	Ex Machina	★★★★☆
	Regie: Alex Garland	
9	Big Eyes	★★★★☆
	Regie: Tim Burton	
10	Avengers: Age of Ultron	★★★★☆
	Regie: Joss Whedon	

### Kinozuschauer

1 (1)	Avengers: Age of Ultron	13 858
	Regie: Joss Whedon	
2 (3)	The Longest Ride	8940
	Regie: Nicholas Sparks	
3 (2)	Fast & Furious 7	5834
	Regie: James Wan	
4 (-)	Get Hard	5747
	Regie: Etan Cohen	
5 (4)	Tinker Bell and the Legend of the ...	2478
	Regie: Steve Loter	
6 (7)	Ex Machina	2423
	Regie: Alex Garland	
7 (-)	The Water Diviner	2265
	Regie: Russell Crowe	
8 (6)	Paul Blart: Mall Cop 2	2169
	Regie: Andy Fickman	
9 (10)	Run All Night	1465
	Regie: Jaume Collet-Serra	
10 (5)	Shaun the Sheep Movie	1459
	Regie: M. Burton / R. Starzak	

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband;  
Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

### DVD-Verkäufe

1 (1)	Der Hobbit – Die Schlacht ... (Warner)
2 (2)	Der Hobbit – Trilogie (Warner)
3 (3)	Interstellar (Warner)
4 (4)	Exodus: Götter und Könige (Fox)
5 (-)	Automata (Impuls)
6 (5)	Game of Thrones – Staffel 4 (Warner)
7 (6)	Die Tribute von Panem 3 (Impuls)
8 (-)	Der Koch (Praesens)
9 (8)	Paddington (TBA)
10 (7)	The Homesman (Rainbow)

Quelle: Media Control



Sinnlichkeitskaskaden: «Chef».

### Kino

## Brodeln, köcheln, sieden

Die Feelgood-Komödie «Chef» ist eine Hommage an Lebensfreude und Lebensgenuss. In unseren Zeiten nicht selbstverständlich.  
Von Wolfram Knorr

Film ist ein Totalbeschuss auf alle Sinne, eine Attacke aufs Empfindungsvermögen; ein «heisses» Medium (Marshall McLuhan) eben. Da brodeln's, köcheln's, siedet's. Was wurde nicht alles schon über die laufenden Bilder gesagt und geschrieben, ihre Nähe zu Musik und Malerei wurde beschworen, die enge Beziehung zwischen Augenschmaus und Gaumenfreuden dagegen kaum. Ganz anders bei den Filmemachern, die wussten das schon immer. Von Slapstick-Tortenschlachten («The Battle of the Century») über Chaplins Survival-Gourmandise («The Gold Rush»), Claude Chabrols cineastischen Leckerbissen («Poulet au vinaigre») bis zum Science-Fiction-Happen («Soylent Green») spielen sie seit je mit der engen Verknüpfung von Essensgenuss und Sehen, denn sie wissen: Das steigert das (emotionale) Vergnügen. Der Zuschauer meint zu riechen und zu schmecken, was er sieht.

Das gelingt in Perfektion nicht vielen; zu den wenigen gehört der New Yorker Jon Favreau, 48. An der Wall Street hat er gejobbt, als Stand-up-Comedian gealbert, in der Independent-Szene als Schauspieler und Drehbuchautor reüssiert («Swingers»); als Produzent Superhelden gestemmt («Avengers»), als Regisseur auch Stuss inszeniert («Elf»), in der Blockbuster-Schmiede («Iron Man») brilliert. Ein Tausend-sassa, der schon mal Schnapsideen mit feuriger

Lust umsetzt. Eine solche, richtig gepfeffert, ist seine Feelgood-Komödie «Kiss the Cook», die für deutsche Ohren den eher lahmen englischen Originaltitel «Chef» verpasst bekam. Ein Gourmetkoch aus Los Angeles, den Favreau gleich selber spielt, hat die Schnauze voll von den Vorschriften des Restaurantbesitzers Riva (Dustin Hoffman), der ihn unentwegt daran hindert, Neues auszuprobieren, weshalb er von einem Gourmetkritiker (Oliver Platt) verrissen wird. Nach einem handfesten Krach schmeisst er die Kochlöffel hin, besinnt sich auf seine kulinarischen Wurzeln, kauft sich einen Imbisswagen und bietet kubanische Sandwiches auf höchstem Niveau an. Mit seinem elfjährigen Sohn und seinem Ex-Souschef Martin (John Leguizamo) macht er sich auf zu einem Roadtrip durch den Süden. Das ist schon alles, aber scharf gewürzt und saftig. Der volle Genuss von den hitzigen kubanischen Rhythmen bis zu brutzelndem Speck, zischendem Fett und knisternden Baguettes – Sinnlichkeitskaskaden von tosender Lebensfreude bis hin zur grossartigen Kameraarbeit von Kramer Morgenthau («Game of Thrones»). Das ist Turbo-Hedonismus, mit elegantem Spass serviert. Um die Qualität zu erreichen, ging Favreau zu Roy Choi, dem Meister der Streetfood-Szene, erst mal in die Schule und kochte in dessen Truck, dann holte er Choi als Berater für seinen Film. Man «schmeckt es».

Da gibt es Szenen, die einen fast auf die Leinwand springen lassen; auf jeden Fall will man danach sofort ins Restaurant. Von den handgemachten Beignets aus New Orleans über das marinierte, dann geröstete Fleisch bis zum angetoasteten Weissbrot mit zerfliessendem Käse und zu jenem sagenhaften Texaner, der Schweinerücken 24 Stunden im Ofen auf Holzfeuer räuchert, wovon Favreau dann dünne saftige Scheiben mit einer schwarzen Pfefferkruste abschneidet: «Chef» ist eine Hommage an die Kulinarik und eine Ode an die Lebensfreude und den Lebensgenuss. ★★★☆☆

## Weitere Premieren

**Die abhandene Welt** — Der alte Kromberger (Matthias Habich) kriegt sich fast nicht ein, als er die Ähnlichkeit seiner verstorbenen Frau mit der Operndiva Caterina Fabiani (Barbara Sukowa) entdeckt. Die lebt zwar in New York, aber seine Tochter Sophie (Katja Riemann) soll unbedingt dorthin reisen, um Näheres zu erfahren. Kromberger schwant es, dass es sich bei der Sängerin um die andere, einst zur Adoption freigegebene Tochter handeln könnte. Nach anfänglichem divenhaftem Rumgezecke Caterinas gelingt es Sophie, die sich dabei auch noch in den smarten Manager Caterinas verknallt, das Geheimnis zutage zu fördern: In einem New Yorker Klub darf sie deshalb zeigen, was sie als Jazzsängerin draufhat. Margarethe von Trotta



Hölzern: «Die abhandene Welt».

## Fragen Sie Knorr

**Arnold Schwarzeneggers steirischer Akzent als Cyborg in der «Terminator»-Serie ist eine Absurdität, die zu seinem Erfolg beitrug. Kennen Sie ähnliche Castings, die von Erfolg gekrönt waren?** J. Z., Zürich



Peter Lorre verkörperte Ende der dreissiger Jahre in den USA den mysteriösen japanischen Detektiv Mr. Moto («Think Fast, Mr. Moto», 1937). Aufgrund des Erfolgs entstanden sieben weitere «Mr. Moto»-Filme! Lorre, der aus Österreich-Ungarn stammte, radebrechte

schwerblütige Familienschicksale («Die bleierne Zeit»), in denen es immer um Vergangenheit und Verdrängungen geht, spielen in einer Welt, als sei die aus Holz grob zusammengeschnitzt: Die Figuren reden und bewegen sich auch so. Wenn Caterina ihre Arien schmettert, Sophie jazzt und Vater Kromberger schnappatmet, wird das melancholische Edelgebaren zu arg hölzerner Kunstanstrengung. ★★★☆☆



Elegant und spannend: «3 cœurs».

**3 cœurs** — Melodramen packen bekanntlich das Schicksal rigoros am Schlafittchen, und Benoît Jacquot schüttelt es übertrieben. Marc (Benoît Poelvoorde) lernt, weil er den Nachtzug nach Paris verpasst, in der Provinz Sylvie (Charlotte Gainsbourg) kennen. Sie verlieben und verabreden sich in den Pariser Tuileries, ohne Name oder Telefonnummer auszutauschen. So was muss natürlich schiefgehen. Enttäuscht reist Sylvie mit ihrem Mann, den sie zuvor für den Finanzheini verliess, in die USA. Marc lernt daraufhin, ohne es zu wissen, Sylvies Schwester Sophie (Chiara Mastroianni) kennen. Sie heiraten, und Marc dämmert langsam der Zusammenhang. Unfreiwillig komisch ist es, wenn die Schwestern unabhängig voneinander ihre jeweiligen Partner einfach verlassen, weil sie Marc lieben; trotzdem versteht es Jacquot, die unauflösbare Ménage-à-trois mit Suspense zu füllen. Das macht den arg konstruierten Plot elegant und spannend. ★★★☆☆

mit einem «asiatischen» Akzent. Auch kurios und damals sogar berühmter: der gebürtige Schwede Warner Oland als Detektiv Charlie Chan in der gleichnamigen Filmreihe («Daughter of the Dragon», 1931). Chan war ein chinesisch-hawaiianischer Ermittler. Legendärer Spruch: «Nur törichte Maus baut Nest in Ohr von Katze.» Die «Asiaten» waren wegen ihrer «exotisch undurchsichtigen» Physiognomie beliebt.

### Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch  
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Jazz

# Alchemie des Klangs

Von Peter Rüedi

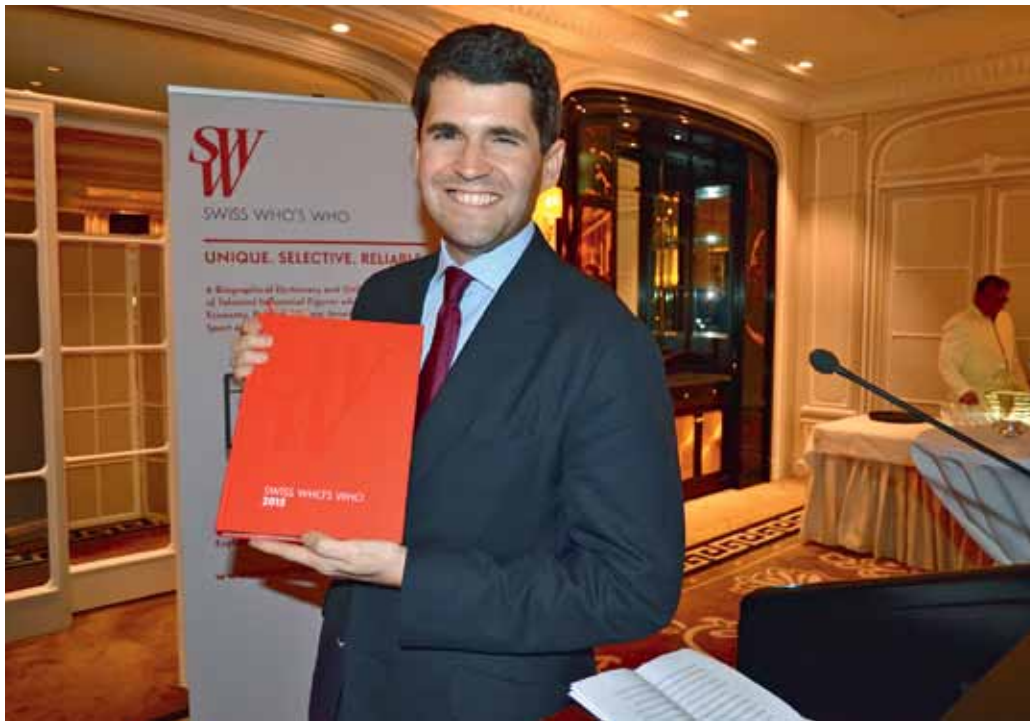
Chris Potter, 44, eine der wenigen originalen Stimmen unter den heutigen Jazz-Saxofonisten, ist ein erstaunlicher Solist auf dem Tenor, dem Sopran und der Bassklarinetten, aber auch ein Musiker, der gern im grösseren Zusammenhang denkt. Das betrifft einmal seine Vorliebe für über die Musik hinausweisende konzeptionelle Überlegungen. 2013 erschien bei ECM sein Album «The Sirens», ein Meisterwerk allerdings nicht etwa wegen programm-musikalischer Illustrationen, sondern wegen dem, was das Quintett mit Craig Taborn, David Virelles, Larry Grenadier und Eric Harland in diesem homerischen Rahmen musikalisch entwickelt. Jetzt präsentiert Potter auf «Imaginary Cities» mit seinem Underground Orchestra unter anderem in einer viersätzigen Suite «die allgemein utopische Idee von einer besseren modernen Stadt». Doch auch die ist nicht mehr als der Motor, der die Musik in Gang setzt. Der Kern der Besetzung ist Potters Underground Quartet mit Adam Rogers (Gitarre), Pianist Taborn und Drummer Nate Smith. Um den gruppierte er zwei Bassisten, Scott Colley und Fima Ephron, dazu den Vibrafonisten Steve Nelson (seinen alten Partner aus den Zeiten bei Dave Holland) und ein Streichquartett (mit dem grossen Improvisator Mark Feldman an der ersten Violine). Das nimmt sich auf den ersten Blick aus wie ein weiteres Beispiel des aktuellen Trends, in der Nachfolge des alten «Third Stream» dem Jazz den Jazz auszutreiben. Ist aber eher das Gegenteil, nämlich der Versuch, den Streichern zu Punch und Groove zu verhelfen. Der alte Klassiker «Charlie Parker with Strings» war eines von Potters Bildungserlebnissen. Eine Musik wie die auf «Imaginary Cities» hatte sich Parker allerdings allenfalls erträumt: diese höchst integrierte Verschmelzung der Elemente im Wechsel zwischen ausgeschriebenen Passagen und expansiv improvisierten (allen voran in starken Soli von Potter selbst). Das mag gelegentlich mal an indische oder afrikanische Musik, mal an Bartók erinnern. In der Dramaturgie und in der Legierung der Klänge ist es das Resultat von Potters höchst eigener Alchemie.



Chris Potters Underground Orchestra: Imaginary Cities. ECM 2387 6025 470 4075(6)

# Heisse Luft

Wo sind die Schweizer Big Shots im neuen «Swiss Who's Who»? Der Bernhard-*Apéro* soll wiederbelebt werden. Von *Hildegard Schwaninger*



*Eigenwillige Auswahl:* Verleger Gueudet.

Der erste Kontakt zum «Swiss Who's Who» kam durch die PR-Firma Richterich & Partner. Ein Mitarbeiter kündigte an, ein Genfer Verleger namens **Edouard Gueudet** werde ein neues «Who's Who» herausbringen, das die wichtigsten Menschen der Schweiz versammle. Nun, man wird neugierig.

Die PR-Leute sind die natürlichen Feinde der Journalisten. Der PR-Mann versucht einem Journalisten die Anliegen seines Mandanten schmackhaft zu machen, der Journalist schreibt einen Artikel, und der PR-Mann kassiert dafür Geld. Man muss also auf der Hut sein, zumal oft viel heisse Luft drin ist. **Christoph Richterich** ist ein prominenter Vertreter der Branche. So organisiert er die Öffentlichkeitsarbeit für das Zürcher Zoofäscht. Da Richterich Presseleute eher herablassend zu behandeln pflegt, lief es beim letzten nicht besonders gut (sprich: wenig Ausbeute an Artikeln). Als Zoofäscht-Präsident und Juwelier **Bernhard Blum** wegen einer ungunstigen Geschichte mit einer Klientin in die Schlagzeilen kam, stand ihm Richterich als Image-Aufpolierer zur Seite. Richterich versuchte das auch für den zurzeit seine Gefängnisstrafe absitzenden **Carl Hirschmann**, der **Sacha Wigdorovits** gegen ihn auswechselte. Auch **Urs E. Schwarzenbach** lässt sich von ihm öffentlichkeitstechnisch beraten (weshalb Richterich bei Interviews mit dem Investor dabeisitzt). Dann

erfand Richterich den «Prix du Champagne», der seiner Firma höheren Ruhm, dem Geehrten aber (der letzte war **Udo Jürgens**) kaum Mehrwert bringt (ausser einer Flasche Champagner, die er mit nach Hause nehmen darf).

Und nun das «Swiss Who's Who»! Der Jungunternehmer **Edouard Gueudet**, 39, aus Genf gründete – zwecks Herausgabe dieser Prominentenfibel – den Verlag Gueudet Publishing AG. In zweijähriger Arbeit hat ein siebenköpfiges Komitee die 700 wichtigsten Schweizer zusammengestellt, «Menschen, die hinter



*Cocktail-Laune:* Sportlerin Biemann.

dem Erfolg der Schweiz stehen». Auf die Frage, wer im Komitee sass, gibt sich Gueudet geheimnisvoll: «Wir wollen nicht, dass man ihre Namen kennt, sie sollen anonym bleiben.»

Ein Blick ins Buch zeigt eine eigenwillige Auswahl. **Roger Federer** ist – Ehrenrettung! – drin, sämtliche Bundesräte auch. Aber was machen **Alain Delon**, **Roger Moore** und **Tyler Brûlé** (der *Wallpaper*-Herausgeber, der seinerzeit der Swiss ein neues Erscheinungsbild verpasste) im Entscheidungsträger-Almanach? Oder der Esoteriker-Guru **Paulo Coelho**? Und warum ist **Martin Werlen** drin und nicht der neue Abt von Einsiedeln, **Urban Federer**? Schweizer Big Shots fehlen: Nationalbank-Chef **Thomas Jordan**, die Medientitanen **Roger de Weck** und **Roger Schawinski**, Schauspielhaus-Direktorin **Barbara Frey** sowie die Zirkusfamilie **Knie**.

Zur Lancierung der Prominentenfibel gab es einen Cocktail im «Baur au Lac». **Denise Biellmann** war da, Koch **Anton Mosimann**, **Regine Aeppli** und **Ursula Gut**, Banker **Pierin Vincenz**. Ständerat **Thomas Minder** stand auf der Gästeliste, hatte aber den guten Instinkt, nicht zu erscheinen. Sein Name steht im «Who's Who». Der von **Christoph Richterich** auch.

Das Werk (auf Englisch) kostet 599 Franken (Einführungspreis zurzeit noch 470 Franken). Ob diese Rechnung aufgeht?

Die neue Direktorin des Bernhard-Theaters **Hanna Scheuring** möchte eine alte Tradition wiederaufleben lassen: den Bernhard-*Apéro*. Diese von **Hans Gmür** und **Karl Suter** erfundene Institution der späten siebziger



*Voller Ideen:* Theaterfrau Scheuring.

ger und achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts war ein Hit und wurde erst mit dem Ableben der beiden Gründer eingestellt. Nun soll diese fröhliche *Apéro*-Stunde mit Unterhaltungsprogramm Auferstehung feiern. Noch sind die Pläne im Anfangsstadium. **Hanna Scheuring** wird beim Pläneschmieden unterstützt von **Daniel Rohr** vom Theater Rigiblick, mit dem sie privat verhandelt ist (am Samstag liefen sie zusammen die Sola-Stafette). Beide sind ideensprühende, superinitiative Theaterleute. Wunsch Kandidaten für die Conférence sind alt Bundesrat **Moritz Leuenberger** und Kabarett-Texter **Domenico Blass** (beide nicht im «Swiss Who's Who»).

## Im Internet

[www.schwanagerpost.com](http://www.schwanagerpost.com)

## Neuer Auftritt für Greta

Die Wirtschaftsingenieurin Judith Erb, 33, sammelt alte Hochzeitskleider mit glücklichen Geschichten. Die Suche nach dem Vintage-Glück wurde zu einem Geschäft.



«Romantik gibt es gratis dazu»: Judit Erb.

**Aus Alt mach Neu:** An keinem Kleidungsstück hängen vermutlich mehr Emotionen als am Brautkleid. Viele Frauen behalten es aus Nostalgie und Liebe oder vererben es irgendwann an ihre Töchter und Nichten. Die Geschichten der Brautkleider haben mich fasziniert, und ich fragte mich: Wie kann man jenen Roben, die zum Teil über Jahrzehnte im Schrank hängenbleiben, einen neuen Auftritt verschaffen? Aus der Frage ist in der Zwischenzeit mein kleines Brautmode-Label «Vererbt» entstanden, mit dem ich mir ein zweites berufliches Standbein aufgebaut habe.

**Glücksbringer:** Alle meine Kleider haben eine schöne Geschichte. Jene Frauen, die mir ihre Kreationen überlassen, sind noch immer glücklich verheiratet. Dies erschwert die Suche nicht. Ich interessiere mich für Kleider aus den fünfziger bis neunziger Jahren. Die Hochzeit der Bräute liegt dann schon viele Jahre zurück, und meistens freuen sich die Damen erst recht, wenn ihr Kleid noch mal aufleben kann. Qualitativ hochwertige Hochzeitskleider passe ich in meinem Atelier an die Neuzeit an, so dass der Vintage-Effekt und der Charakter der Kreation erhalten bleiben. Mit jedem Kleid ist eine glückliche Liebesgeschichte verbunden, die ich meinen Kundinnen natürlich nicht vorhalten möchte.

**Wurst ohne Brot:** Die Modelle heißen wie ihre ersten Trägerinnen: Greta, Anne-Marie. Oder Margot: Sie heiratete im September 1974 in einem detailreichen Kleid mit zahlreichen Rüschen und Blumenapplikationen. Für die Trauung brauchte sie damals noch die Zustimmung ihrer Eltern, wie sie mir erzählte. Am Hochzeitstag habe es geregnet, doch auf dem Weg in die Kirche erhellte plötzlich die Sonne den glitzernden Weg – der in eine lange und zufriedene Ehe führte. Mit dem Erlös aus dem Kleid möchte sie ihren Mann zum vierzigsten Hochzeitstag einladen. Das älteste Kleid stammt von Hannelore. Sie und ihr Karl kommen beide aus gutem Haus. Als Karl aus russischer Gefangenschaft zurückkehrte, kamen sie sich über eine Tante näher. Heute ist die neunzigjährige Dame verwitwet. Auf die Frage, wie man es schaffe, so alt und doch so fit zu sein, antwortet sie: «Ich esse Wurst ohne Brot und gehe jede Woche schwimmen.»

**Aufgepeppt:** Die Kleider von früher zeigen den Wandel der Zeit: In den fünfziger Jahren sind sie häufig nicht bodenlang, haben aber sehr hochgeschlossene Designs. Viel Spitze kam zum Einsatz. In den Siebzigern sorgte der Empirestil für Furore, es gibt auch schlichte Kleider aus schöner Spitze und mit Blumenapplikationen. Die achtziger und neunziger Jahre sind geprägt von viel Material, Puffärmeln und Schleiern. Ich nähe allzu Bauschiges um oder bringe ein neues Unterkleid an, verwende farbige Satinbänder und passende Accessoires, um dem Kleid eine frische Note zu geben und es an die Neuzeit anzupassen.

**Schön und günstig:** Die Neukundinnen sind begeistert. Sie lieben die Vorstellung, dass bereits eine andere Frau in diesem Kleid ein dauerhaftes Glück gefunden hat, und manche sagen, sie würden das Kleid wiederum an ihre Töchter und Schwiegertöchter in spe vererben wollen. Ein weiterer Pluspunkt ist natürlich der Preis: Die vererbten Hochzeitskleider sind günstig, und die Romantik gibt es gratis dazu.

[www.vererbt.com](http://www.vererbt.com)

[www.facebook.com/vererbt](https://www.facebook.com/vererbt)

Protokoll: Franziska K. Müller

## Frühlingsgefühle

Von Andreas Thiel — Was man so sagt, wenn man nichts denkt.

**Frau:** Hast du etwas gesagt?

**Mann:** Nein.

**Frau:** Was denkst du denn gerade?

**Mann:** Nichts.

**Frau:** Wenn du nichts denkst, könntest du wenigstens etwas sagen.

**Mann:** Was soll ich denn sagen?

**Frau:** Etwas, das mich beruhigt.

**Mann:** Du bist beunruhigt?

**Frau:** Ja.

**Mann:** Was beunruhigt dich denn?

**Frau:** Dass du nichts sagst.

**Mann:** Du musst dir keine Gedanken machen.

**Frau:** Eine Frau macht sich aber immer Gedanken.

**Mann:** Wozu? Eine Frau kann doch gar nicht denken.

**Frau:** Denkst du das wirklich?

**Mann:** Das war ein Witz.

**Frau:** Du findest auch nie die richtigen Worte.

**Mann:** Darum sage ich ja nichts.

**Frau:** Du könntest ja mal versuchen, das Richtige zu sagen.

**Mann:** Was wäre denn richtig?

**Frau:** Etwas Nettes.

**Mann:** Ich liebe dich.

**Frau:** Das sagst du jetzt bloss, um mich zu beruhigen.

**Mann:** Du wolltest doch, dass ich etwas sage, das dich beruhigt.

**Frau:** Ja, aber etwas Nettes.

**Mann:** Das war doch nett.

**Frau:** Ja, aber zu spät.

**Mann:** Das habe ich fast gedacht.

**Frau:** Wenn du weniger denken würdest, würdest du vielleicht mal das Richtige sagen.

**Mann:** Aber eigentlich habe ich doch gar nichts gedacht.

**Frau:** Es ist besser, wenn du jetzt nichts mehr sagst.

**Mann:** Irgendwie beunruhigt mich das alles.

**Frau:** Siehst du?



Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

## Leichtigkeit des Seins

Von Peter Rüedi



Die Vervielfältigung entleert ihren Gegenstand. Das gilt für das Gesicht von George Clooney oder Roger Federer wie für Musikstücke, die es in die Warteschlange von Telefonanlagen geschafft haben. Klar, die «Träumerei» von Schumann oder Mozarts «Kleine Nachtmusik» sind, was sie sind. Im Prinzip. In der Praxis aber verwandelt sie die millionenfache Wiederholung zum Objekt meines Überdresses. Der Zauber ist abgewetzt wie der Schmelz eines Zahns. Der Nerv liegt blank. Oder die «Vier Jahreszeiten»: Nicht erst, seit ein Ausschnitt aus dem «Frühling» mich im TV-Spot zum Kauf von Blumendünger animieren will, gehen sie mir auf den Sack. Mehr noch und jenseits des Vivaldi: Wiewohl natürlich Einwände gegen Jahreszeiten so lächerlich sind wie welche gegen das Wetter, habe ich etwas gegen die Verpflichtung zu Frühlingsgefühlen oder Herbstmelancholien. Folglich halte ich (um endlich beim Gegenstand dieser Kolumne anzulangen) auch nichts von «Sommerweinen», die uns wieder alle Kataloge schmackhaft machen wollen. Weshalb soll mir ein knackig frischer grüner portugiesischer Alvarinho nicht einen trüben Winterabend illuminieren, und was passt besser zu, sagen wir: grillierten Kalbsnieren als ein substanzieller Châteauf-neuf-du-Pape? Eben. Der Kühlschrank ist erfunden, und die Zentralheizung auch. Von all dem abgesehen, sei dem geneigten Leser nun doch ein kühles Fläschchen ans warme Herz gelegt, das alle Voraussetzungen für einen idealen «Sommerwein» hätte: sozusagen die Wein gewordene Leichtigkeit des Seins. Sie heisst «Agnobianco» und stammt vom kleinen Produzenten Masari im Veneto (nicht zu verwechseln mit dem Giganten Masi aus der gleichen Appellation). Es ist ein Weissler aus 60 Prozent Garganega (der Veneto-Traube schlechthin) und 40 Prozent Durella (die mit ihrer Säure den Namen zu Recht trägt). Gewachsen auf Böden mit viel Basalttuff, ist er mit einem Hauch von Lindenblüten, den Apfel- und Zitrusaromen, mit seiner Würze ein über sich selbst hinaus inspirierender Weissler, beschwingt und blühend. Nicht nur zur Sommerszeit.

**Masari, Valdagno: Agnobianco Veneto IGT 2013.**  
12,5%. Vinoversum, Neftenbach. Fr. 11.70 (bis Ende Mai, dann Fr. 13.-). [www.vinoversum.ch](http://www.vinoversum.ch)

## Gentleman des guten Geschmacks

André Jaeger schliesst seine «Fischerzunft» – Anlass zur Würdigung eines stilbildenden Kochs. Von David Schnapp



Jede Nuance herausgearbeitet: Signature Dishes von André Jaeger.

Betritt man die «Fischerzunft», direkt am Ruhig fließenden Rhein in Schaffhausen, betritt man ein Land des Lächelns. André Jaeger und seine Partnerin Jana Zwesper haben die seltene Fähigkeit, jedem einzelnen Gast das Gefühl zu geben, dieses Ausnahmrestaurant sei nur für ihn da. Nach dem Essen – dazu komme ich gleich noch – sitzen wir mit Jaeger beim Kaffee. Er erzählt von seinen Plänen nach der Schliessung des Hauses Ende Juni. Vierzig Jahre lang stand er der «Fischerzunft» vor, dem Restaurant mit Hotel, das schon seine Eltern geführt hatten.

Jaegers Arbeit war stilbildend, bei der Integration fernöstlicher Geschmackswelten in die europäische Nouvelle Cuisine hat er Pionierarbeit geleistet. Nun freut er sich wie ein kleiner Junge, der einen grösseren Lego-Bausatz in Angriff nimmt, auf die Zeit danach. Eine Vorbereitungsküche hat er sich zu Hause eingerichtet, er wird als Botschafter des guten Geschmacks für Relais & Châteaux die Welt bereisen, aber der grosse Teil seiner Zukunft sei noch offen, sagt Jaeger.

Seit der Spitzenkoch (19 Gault-Millau-Punkte, ein Michelin-Stern) im März bekanntgegeben hat, dass er aufhört, ist das Restaurant praktisch ausgebucht. Zum Abschied serviert Jaeger nochmals Klassiker seiner Küche, «Signature Dishes», wie man sagt. Da ist zum Beispiel das Foie-gras-«Snickers», eine vollendet

abgeschmeckte Terrine, geschichtet mit einem nicht zu süssen Erdnuss-Karamell, umhüllt von Schokolade. Es gibt vieles, was man an einem solchen Gericht falsch machen kann, Jaeger macht (natürlich) alles richtig. Die Aromen sind feinsinnig ausbalanciert, nichts nimmt überhand, jede Nuance ist herausgearbeitet.

### Yin und Yang der Spitzenküche

Jaeger, ein Gentleman des guten Geschmacks, lebt und kocht mit sozusagen buddhistischer Gelassenheit. Sein Weg führt durch die Mitte, immer findet er das Gleichgewicht, mit höchster Sorgfalt werden die Produkte behandelt. Die Roulade aus Seezunge und Jakobsmuschel etwa, perfekt saftig gegart und aromatisiert mit Nussbutter und chinesischer Kwantung-Gewürzmischung.

Auf dem Dessertteller (mächtig, aber fein: Mocca-Tiramisu, Caramelcreme, Latte-macchiato-Eis) ist das Zeichen für Yin und Yang als vergängliches Schokoladepulver-Emblem angebracht. Das Prinzip sich anziehender Gegensätze steht für Jaegers Lebensprinzip und für das Wesen der Spitzenküche, wie er sie betreibt: Viel Arbeit, viele Ideen, und am Ende ist es ein grosses, aber flüchtiges Vergnügen.

**Die Fischerzunft**, Rheinquai 8, 8200 Schaffhausen.  
Tel. 052 632 05 05. Montags und dienstags geschlossen.  
Nur noch bis 30. Juni 2015 geöffnet.





Auto

## Gesucht: Kurve

Wenn der Weg ebenso wichtig ist wie das Ziel, kann man Audi TT Roadster fahren. *Von David Schnapp*

An die erste Fahrt mit einem Audi TT erinnere ich mich noch sehr gut. Allerdings sass ich nicht am Steuer – in Ermanglung eines Führerscheins –, sondern war Beifahrer im brandneuen Coupé eines Kollegen. Es war Ende der neunziger Jahre, als die ersten TT auf den Markt kamen, der Kollege am Steuer fuhr die einfachste Motorisierung, den 1,8-Liter-Turbomotor in Verbindung mit Allradantrieb. Damit liess sich der kompakte, rundliche Wagen wie auf Schienen eindrücklich durch die Kurven treiben.

An dieses eine erste Mal in einem TT erinnere ich mich gerne und steige in einen «gletscher-

weissen» TT Roadster der neuesten Generation ein. Es ist einiges passiert in den 17 Jahren seit dem ersten TT. Die Form wirkt nicht mehr so lieblich wie das rundliche Urmodell, sondern strahlt mit seinen markanten Kanten eine gewisse Grundaggressivität aus. Das Interieur-Design ist aus technischer Sicht fast spektakulär modern. Ein virtuelles Cockpit hinter dem Lenkrad zeigt über einen hochauflösenden LCD-Bildschirm Drehzahl und Geschwindigkeit, aber auch Navigations- und Multimediainformationen an, und die Bedienung der Klimaanlage ist vollständig in die Lüftungsdüsen integriert. Insgesamt ist das trotz gesteigerter Komplexität erstaunlich intuitiv zu bedienen.

Höchste Fertigungsqualität und eine lange Liste von bisweilen kostspieligen Aufrüstungsoptionen sind bei einem Audi selbstverständlich: Von der angenehmen Nackenheizung (Fr. 640.–) über das wohlklingende B-&O-Soundsystem (Fr. 1180.–) bis zum praktischen Fernlichtassistenten (Fr. 210.–) wird vieles angeboten, was ein Auto wohl nicht schneller, aber komfortabler macht. Der Platz für Gepäck ist übrigens übersichtlich, 280 Liter Volumen wer-

den angegeben, da muss man dann halt überlegen, was man wirklich mitnehmen will.

### Darf's noch etwas mehr sein?

Wie der Kollege bin ich mit dem kleineren der beiden TFSI-Motoren unterwegs: 4 Zylinder, knapp 2 Liter Hubraum und 230 PS mit Allradantrieb bei einem Gewicht von 1570 Kilogramm (inklusive Fahrer). Damit ist der Audi TT Roadster kein reinrassiger Sportwagen, aber immer noch ein Auto, das beim Fahren Spass macht. Es mag wohl eine halbe Gedenksekunde geben, bevor der Turbolader richtig loslassen kann. Dann aber geht es schnell vorwärts, nach 5,6 Sekunden fährt man 100 km/h, und wer will und darf, kann bis 250 km/h beschleunigen. Für noch mehr Beschleunigung muss man den TTS wählen, dort gibt es immerhin 80 PS mehr für immerhin 13 700 Franken obendrauf.

Aber beim Audi TT geht es eigentlich gar nicht in erster Linie darum, wie viel Leistung er hat, sondern eher um die Frage, wie diese Leistung auf die Strasse kommt. Und da bietet der kompakte Zweisitzer beste Unterhaltung durch die Kombination aus Strassenlage mit tiefem Schwerpunkt und dem Allradantrieb für die Sicherheit und die schnelle Kurve. Und auf jede von ihnen habe ich mich gefreut, jede Autobahn-Auf- oder -Abfahrt, jede Biegung der Landstrasse war eine höchst vergnügliche Angelegenheit auf Rädern.

### Audi TT Roadster

Leistung: 230 PS, Hubraum: 1984 ccm  
Höchstgeschwindigkeit: 250 km/h  
Preis: Fr. 59 700.–; Testwagen Fr. 77 000.–





«Noch nicht tot»: Radiounternehmer und Comeback-Kid Scaglione, 45.

MvH trifft

## Giuseppe Scaglione

Von Mark van Huisseling — Der Radiounternehmer aus Basel versucht es noch einmal. Was macht er dieses Mal besser?

Eine ehemalige Lokalradiochefin schrieb in der *Basler Zeitung* über dich: «Führt heute erfolgreich Radio 105», im Dezember 2013. Im Januar 2014 musstest du Konkurs anmelden. Kam die nicht draus, oder sah man's nicht kommen?» – «Der Punkt ist, und das ist das Groteske: Wir waren erfolgreich bis am Schluss, im Hörermarkt. Wir haben kurz davor zum dritten Mal den Preis «Radio of the Year» entgegengenommen, aufgrund der Hörerzahlen, die wir stark steigern konnten; im Sponsoringbereich haben wir tolle Resultate erzielt... Das Einzige, was nicht funktioniert hat, war die Zusammenarbeit mit [Radio] Energy, denen wir die Vermarktung klassischer Radiowerbung übergeben hatten.» – «Haben die das extra gemacht?» – «Das Interessante ist, dass ich dazu nicht viel sagen muss, weil schon viel gesagt wurde, unter anderem von Roger Schwinski. Ich lass das mal so stehen.» – «Also ja.» – «Am Schluss haben wir eine Klage ein-

gereicht gegen Energy, das hätten wir nicht gemacht, wenn alles okay gewesen wäre.»

Giuseppe Scaglione, 45, ist ein Radiounternehmer aus Basel. 1997 gründete er Radio 105 in Zürich. Mit der zur Mehrheit gespielten Urban Music – R&B, Hip-Hop oder Electronic – sprach er vor allem ganz junge Hörer an. Nach einer Neuvergabe von Sendekonzessionen des Departements für Umwelt, Verkehr, Energie und Kommunikation im Jahr 2008 erhielt Scaglione zwei Konzessionen; Ringiers Radio Energy dagegen bekam keine Konzession, und Scaglione verkaufte eine an Energy. Dieses Unternehmen hätte dafür Werbezeit von Radio 105 verkaufen sollen. Als diese Einnahmen ausblieben, gelang es Scaglione nicht, den Fortbestand des Senders zu sichern. «Weil Investoren ihre Finanzierungszusagen zurückzogen», sagt er. Roger Schwinski kaufte diesen, das heisst die Konzession, aus der Konkursmasse. Ende Mai nimmt Scagliones neuer

Sender mit Namen «My 105» den Betrieb auf; Musikprogramme – ohne Nachrichten, Wetter, Verkehr et cetera – werden über das World Wide Web verbreitet. Scaglione ist verheiratet und lebt in Nottwil.

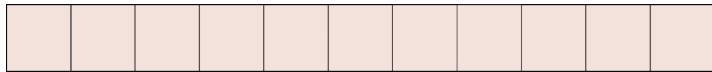
«In der *Schweiz am Sonntag* schrieb ein Kolumnist, du seist kein guter Geschäftsmann...» – «Grundsätzlich lag er falsch mit dem Titel «Nachruf». Das macht man bei Toten. Guter oder schlechter Geschäftsmann? Was man nicht vergessen darf: Ich habe den Betrieb achtzehn Jahre geführt, und wir hatten Erfolg bei einem Publikum, von dem man sagt, es höre kein Radio. Ich kann die Meinung nicht teilen. Und, übrigens, sechzig Prozent der Radios verlieren Geld, sie haben einfach das Glück, dass sie einen Besitzer haben, der das vermag.» – «Apropos Nachruf. Du sagst: «Wenn das Lokalradio nicht tot ist, liegt es im Sterben.» Weshalb?» – «Die Branche ist unter Druck durch Spotify [Musik-Streaming-Angebot] und die technische Entwicklung. Und es ist nicht mehr zeitgemäss, schon der Begriff «Lokalradio» – weil die Leute mobil sind, auf dem Smartphone Medien konsumieren. Und dann das Gebiete-Zuteilen: Von da bis dort darfst du senden... Das entspricht nicht mehr den Gewohnheiten.»

«Was kann dein neues My 105, was ein Lokalradio oder ein Webradio nicht kann?» – «Wir haben acht verschiedene Streams [Musikstilrichtungen]. Grundsätzlich gehen wir nicht so tief in Sparten rein wie andere Webradios, wir senden nicht nur Musik von einer weissen Gitarre aus Los Angeles. Gleichzeitig sind wir nicht so limitiert in der Musikauswahl wie ein Lokalradio, das mit einem Kanal alle happy machen muss, wir haben immerhin acht [Kanäle], und das können wir ausbauen. Und das Zweite ist, wir haben Interaktivität mit dem Publikum; die, die wollen, können sich einbringen über das Internet. Man muss nicht, es läuft auch ohne, aber man kann durch ein Voting-System die Rotation [Musikauswahl] beeinflussen – Daumen rauf, Daumen runter. Das ist einzigartig.» – «Der Vorteil eines übers World Wide Web verbreiteten Radios ist das grosse Sendegebiet, man kann es auf der ganzen Welt hören. Der Nachteil ist – das grosse Sendegebiet. Werbekunden sagen, der Streuverlust sei zu gross...» – «Es ist nicht so, dass wir kein definiertes Gebiet haben, wir konzentrieren uns auf die Deutschschweiz. Wir sind hier aktiv, reden Schweizerdeutsch, das gibt Nähe, und wir machen Events. Das gibt ein Package, man wird als lokaler Player wahrgenommen. Der Begriff «lokal» verändert sich einfach: Lokal war früher zum Beispiel die Stadt Bern, heute ist's die Deutschschweiz.» – «Was sind deine Lieblingssongs zurzeit?» – «Ou, das sind so viele... Ich bin ein Fan von tanzbarer Musik, im Moment von Robin Schulz.»

**Sein liebstes Restaurant:** «Das «Costa Brava», da hast du das Gefühl, du seist in den Ferien.» «Costa Brava», Limmatstrasse 267, Zürich, Tel. 044 272 27 71



1		2		3		4	5	6		7	8	9	10	11
12	13		14			15					16			
17										18				
19						20			21		22			
			23		24				25	26				
27		28					29		30			31		32
33					34	35		36				37	38	
				39						40	41			
42	43		44		45				46		47			
48				49				50						
51											52			
	53								54					



**Lösungswort** — Sehr persönliche Sachen

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

**Waagrecht** — 3 Die Vorsprünge ziehen sich ganz schön in die Länge. 7 Sie hilft den Stress zu entschleunigen. 12 Als Kleidungsstück betrachtet eine würdevoll schmückende Tracht. 15 Jagdgrund der Inuit, lange ist es her. 16 Man findet wonder damit entzückend. 17 Brennstoff mit reinigender Wirkung. 18 Ganz und gar menschlich, dass sich hinter ihr einiges tut. 19 In überspanntem Zustand hört sie sich unangenehm an. 20 Gruppe und Standard in Sachen bewegte Bilder. 22 Name, Person und ein Buch der Bibel. 23 Ihre kleine Schwester trägt den Namen Ariette. 25 Ob ganz in Grün oder Gelb ist hier dasselbe. 27 Das 1. Buch und der Prophet tragen denselben Namen. 30 Ein Knie, ja - da geht's bestimmt um Kunst. 33 Mythisch, keltisch: Gereints Braut. 34 Steuer, altbekannt. 37 Kurz dieser additive Farbraum. 39 Als Teil der Tracht, war sie Zeichen päpstlicher Macht. 40 Also, sprachen die Romands, und das war's dann auch. 42 So voll wirkt es formvollendet. 45 Formel 1: Prosts grosser Rivale von einst. 47 Zugegeben: Die Taten sind im Rückblick nicht ganz vollbracht. 48 Ja, dieser Mike, ein ganz schön stürmischer Kerl! 50 Da stampften Schweizer einst gerne mit den Füßen. 51 Bei ihm ist sehr tiefer Schlaf garantiert. 52 Griechisches Pendant zum F. 53 Masseneinheit, die Informatiker bestens kennen. 54 Esther und was Kosmetik aus ihr machte.

**Senkrecht** — 1 Der Hund sieht wie so einer aus und ist ein rassenreiner. 2 Jugendwahn passt zu solchem Aging. 3 Es muss nicht immer Kaviar sein, deren Fleisch schmeckt auch. 4 Neben Melete und Aoide die Dritte der musischen Trias. 5 Campbell's – seit Warhol unvergesslich und oft gegessen. 6 Ihr Geplätscher gefiel Jeremias Gotthelf. 8 Der Raum hat Grenzen. 9 Wer von Exodus spricht, denkt auch an ihn. 10 Fließende Grenzgängerin aus Frankreich. 11 Von dort über den Nilstaudamm. 13 Als Präsident spielte er seine Paraderolle. 14 Sein «Theater der Grausamkeit». 21 Er führt Menschen zum oder hinter Licht. 24 Mit seiner Absonderung sondert er sich von Feinden ab. 26 Ob die Bemerkung von Camilleri stammt? 27 Würzen hat für Amerikaner viel mit der Jahreszeit zu tun. 28 Tierische Täuschung und Tarnung sind bei ihr mit im Spiel. 29 Ziemlich abgestandene Sache - Skifahrer freut's. 31 Der flauschige Begleiter fürs Nase. 32 Womit der Bau Früchte trägt. 35 Gross wird sie politisch gesehen damit. 36 In Afrika zählt man rund 200 Millionen von ihnen. 38 Fische mögen wir am liebsten ohne (Ez.). 41 So endlich dann zum Abschluss geführt. 43 Pferdesport: Gangart mit Schwebephase. 44 Da ist irgendwie Milch mit im Spiel. 46 Wir brauchen sie und sie brauchen uns. 49 Kurz: Der nach dem US-Physiker Overhauser benannte Kern-Overhauser-Effekt.

© Fritz Müller - Rätsel factory AG

**Lösung zum Denkanstoss Nr. 416**

G	O	M	O	R	R	H	A					N	D	E	N	I
U		A		A		A	P	U	L	I	E	N				D
S	K	I	P	I	S	T	E	N				C	L	I	V	E
S	A	T	I	N		T	R	A	G	O	E	D	I	E		
	S	A	U	S	E	R		B			T		S			
	K		R				I	N	H	A	B	E	R	I	N	
B	A	L	A	B	A	C		A	N	L						T
E	D	A		E		K	R	E	D	I	T	H	A	I		
N	E	S	T	L	E				N	I	T	R	A	T		
G		S	E	E	T	A	N	G		Z	A	R	I	N		
E	D	E	L	G	A	S		I		E	N	Z	O			
L			N	E	T	T	O		G	I	N	S	E	N	G	

**Waagrecht** — 1 GOMORRHA 6 NDENI 10 APULIEN 12 SKIPISTEN 15 CLIVE (Barker, Buchtitel: Bücher des Blutes) 17 SATIN 18 TRA-GOEDIE 19 SAUSER 20 INHABERIN 23 BALABAC 26 ANL (-age, Synonym f. Naturell; franz. age f. Alter) 27 EDA 28 KREDITHAI 31 NESTLE 34 NITRAT 35 SEETANG 37 ZARIN 38 EDELGAS 39 ENZO (Vorname des Gründers des Konzerns sowie Ferrari-Modell) 40 NETTO 41 GINSENG

**Senkrecht** — 1 (Regen-) GUSS 2 MAITA (Aki: Erfinderin des Tamagotchi) 3 RAINS (engl. f. trop. Regenzeit) 4 HATTRICK 5 APER 6 NICO (Icon) 7 DELETE 8 ENID (dein) 9 IDEE 11 UNABHAENGIG 13 KASKADE 14 PIURA 16 VISITATION 21 ANDI (Schweiger, Kochshow auf RTL 2) 22 BLITZEN 23 BENGEL 24 LASSEN 25 BELEGT 29 TRANS (-alpin) 30 HARZE 32 TELE (-boy) 33 ETAT 36 ASO

**Lösungswort** — **RAETSELRATEN**



EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien



## Das Geheimnis professioneller Reinigung wurde gelüftet. Bei Ihnen zuhause.

Die neue Electrolux Geschirrspüler Generation vereint professionelle Glaspflege und perfekte Reinigung: mit optimalem Schutz von Gläsern dank «SoftGrip», herausnehmbarer Besteckschublade für komfortables Be- und Entladen und Platz für bis zu 15 Massgedecke. Mit nur 37dB(A) im Programm «ExtraSilent» sind sie die leisesten Geschirrspüler im Markt – und dank Energieeffizienzklasse A+++ gehören sie auch zu den sparsamsten. Entdecken Sie mehr auf [www.electrolux.ch](http://www.electrolux.ch)



**Die neue Electrolux Geschirrspüler Generation.  
Entdecken Sie die Möglichkeiten.**

 **Electrolux**